

## 10 Berufs-Leben.

### Der Kontext professioneller Arbeit und die ‚Verberuflichung‘ von Biographien

ich muss aber sagen dass ich [...] immer eh gesagt  
habe ich werde nicht nur Mutter sein wie meine  
Mutter sondern [...] ich hatte immer schon im Kopf  
- irgendwo ich muss auch was weiter machen. und  
da hatt ich auch die Gelegenheit im Büro meines  
Mannes [...] dass ich dann an elektrischen  
Schreibmaschinen mal üben konnte  
*Monika Cadenberg (5,14-19)*

#### 10.1 Beruflichkeit und Arbeitsmarkt als Kontexte biographischer Konstruktionen

Der Wandel im Geschlechterverhältnis in der bundesdeutschen Gesellschaft wird immer wieder vor allem an der seit Ende der 1960er Jahren stetig steigenden Erwerbsarbeitsbeteiligung von Frauen festgemacht (vgl. z.B. Geissler/Oechsle 1996: 17; Meier 1998: 17; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2003: 35). Unter frauenpolitischer Perspektive wird die Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt als eines der wichtigsten Kriterien für die Verwirklichung des Gleichberechtigungsgrundsatzes herangezogen.

Mit der Forderung nach gleichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt steht die Zweite Frauenbewegung gewissermaßen in der Tradition der Ersten Frauenbewegung, für die der Zugang zu Bildung und Arbeit eines der Kernthemen war (vgl. 2.3.2). Allerdings zeichnen sich Programmatik und politische Praxis der Neuen Frauenbewegung gegenüber der ihrer Vorläuferin durch eine grundlegende Erweiterung der Perspektive auf Arbeit aus. Die Neue Frauenbewegung thematisierte im Rückgriff auf marxistische

Theorien nachdrücklicher die gesellschaftliche Verteilung von Arbeit insgesamt; die Gleichsetzung von Arbeit mit bezahlter Erwerbsarbeit und die Ausblendung der zumeist von Frauen verrichteten Reproduktionsarbeit wurde Gegenstand von Analyse und Kritik (vgl. z.B. Schenk 1980: 118ff; Gerhard 1995: 265). Zwar waren entsprechende Diskussionen anfänglich nicht in dem Maße konstituierend für die Neue Frauenbewegung und ihre Öffentlichkeitswirksamkeit, wie es etwa die Initiativen für körperliche Selbstbestimmung oder gegen sexualisierte Gewalt waren. Auch konnte sich nur das Anliegen der Gleichstellung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt in Form politischer Programme wie etwa der Frauenförderung verfestigen, während das Anliegen einer Umverteilung auch von Reproduktionsarbeit zwischen Männern und Frauen weiterhin ein Schattendasein fristete. Jedoch wurde die Analyse der gesellschaftlichen Verteilung von Arbeit zu einem der wichtigsten und produktivsten Ausgangspunkte der beginnenden Frauenforschung. Hier können nur einige Stichpunkte zu den Entwicklungen in diesem mittlerweile äußerst differenzierten Forschungsfeld genannt werden, insofern sie interessante Perspektiven auf den Versuch eröffnen, Berufsarbeit als Kontext individueller biographischer Konstruktionen zu untersuchen.

Eines der einflussreichsten Theoreme in der Frauenforschung ist das der „doppelten Vergesellschaftung“ von Frauen (Becker-Schmidt 1987; 2004). Es wurde aus Studien über Fabrikarbeiterinnen heraus entwickelt, die eine Forscherinnengruppe um Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre im Projekt „Probleme lohnarbeitender Mütter“ (Becker-Schmidt et al. 1982; 1983; 1984) durchführte. Den Begriff „doppelte Vergesellschaftung“ definiert Becker-Schmidt (2004) folgendermaßen:

„Er besagt zum einen, dass Frauen über zwei unterschiedlich und in sich widersprüchlich strukturierte Praxisbereiche in soziale Zusammenhänge eingebunden sind. Er besagt zum zweiten, dass ihre Sozialisation, ohne die Vergesellschaftung nicht zu denken ist, durch zwei Kriterien sozialer Gliederung markiert ist: Geschlecht und soziale Herkunft. Und zum dritten ist mitgesetzt, dass Eingliederung in die Gesellschaft sowohl soziale Verortung als auch Eingriffe in die psychosoziale Entwicklung einschließt“ (ebd.: 65).

Becker-Schmidt hat in diesem Konzept die Frage nach der Subjektkonstitution innerhalb eines gesellschaftlichen Systems, das Arbeit geschlechtsspezifisch zuteilt, noch ausdrücklich im Blick. Diese Frage trat jedoch seit der Formulierung des Theorems der doppelten Vergesellschaftung in der weiteren Entwicklung der Frauenforschung zunehmend in den Hintergrund. Zum einen hat, wie Bettina Dausien (2002: 63) anmerkt, der von Becker-Schmidt vorgelegte theoretische Entwurf kaum empirische Konkretisierung erfahren bzw. legen empirische Studien, die daran anschließen, ihren Schwerpunkt auf die institutionelle Seite des zu untersuchenden

Prozesses. Prominente Beispiele hierfür sind die Arbeiten von Claudia Born und Helga Krüger (v.a. 1996; 2001), die die doppelte Vergesellschaftung aus lebenslauftheoretischer Perspektive analysieren. Zum anderen trugen die Auseinandersetzungen um die These eines „weiblichen Arbeitsvermögens“ (Beck-Gernsheim/Ostner 1978) dazu bei, der Subjektseite weniger Beachtung zu schenken. Konzepte wie das des „weiblichen Arbeitsvermögens“, die die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarkts letztlich auf bestimmte Eigenschaften „weiblich“ sozialisierter Individuen zurückführen, bleiben nicht nur häufig in einer Reproduktion traditioneller Stereotype stecken. Kritikerinnen wie Gudrun-Axeli Knapp (u.a. 1987) und Angelika Wetterer (u.a. 1993) führen gegen einen solchen eigenschaftslogischen Erklärungsansatz die Beobachtung an, dass auch individuelle Anpassungsleistungen von Frauen wenig an ihrer generellen Marginalisierung auf dem Arbeitsmarkt ändern. Die Autorinnen gelangen zu der These, dass Geschlecht hier vor allem als „soziale Strukturkategorie“ (Knapp 1987: 265) bzw. als „qualifikations-unabhängiges Selektions- und Segregationskriterium“ (Wetterer 1993: 8) funktioniert – womit gleichzeitig subjekttheoretische Konzepte an Interesse verlieren. Dausien (2002: 93f) resümiert:

“In diesem Feld der Geschlechterforschung hat sich mittlerweile eine theoretisch und empirisch differenzierte Beschäftigung mit Profession und Geschlecht entwickelt, die struktur- und machttheoretisch orientiert ist. Der Forschungsgegenstand hat sich damit verlagert. Es geht nicht mehr um die subjektive Erfahrung und Bedeutung der Arbeit im Kontext einer Gesellschaft, die ihre Arbeit geschlechtsspezifisch organisiert. Statt dessen wird ‚Professionalisierung‘ analysiert im Hinblick auf strukturelle Bedingungen, institutionelle Prozesse und gesellschaftliche Verhältnisse von Differenz und Hierarchie, aber allenfalls sekundär unter der Perspektive individuell-biographischer Prozesse.“<sup>1</sup>

In der von Andrea Maihofer (2002) angestoßenen Debatte um die Wiederaufnahme sozialisationstheoretischer Fragestellungen in der Geschlechterforschung wird mittlerweile vermehrt darüber nachgedacht, wie die Konstitution vergeschlechtlichter Subjekte empirisch untersucht werden kann, ohne die Reifikationstendenzen einer eigenschaftslogisch operierenden Forschung zu wiederholen (z.B. Bilden/Dausien (Hg.) 2006). Für den Bereich der Arbeitsmarkt- und Professionsforschung hält Angelika Wetterer in ihrer Reaktion auf Maihofers Vorstoß daran fest, dass „für die Analyse der geschlechtsspezifischen Segregation der Erwerbsarbeit [...] subjektorientierte Erklärungsmodelle, die von inhaltlich ausgewiesenen Geschlechtsunterschieden ausgehen, nicht nur nicht ausreichen, sondern in die Irre führen“ (2002: 69). Sie wirft jedoch auch die Frage „nach den Ef-

1 Jüngere Beispiele für Arbeiten, die (auch) der Subjektperspektive Rechnung tragen, sind etwa die von Nanninga (1998), Fischer (2001), Vogel/Hinz (2004) und Kasiske/Krabel/Schädler/Stuve (2004).

fekten“ auf, „die die Integration in die Berufswelt für Frauen und Männer hat“ (ebd.) und weist auf Studien über die Veränderung der Selbstkonzepte junger Frauen durch ihre Integration in Arbeitsmarkt und Familie hin (vgl. Geissler/Oechsle 1996; Oechsle/Geissler 1998).

Ähnlich argumentiert Bettina Dausien bereits 1996 im Rückgriff auf das von Becker-Schmidt formulierte Theorem der doppelten Vergesellschaftung. Sie stellt die Frage, wie sich die gleichzeitige Integration in Arbeitsmarkt und Familie aus einer subjektiv-biographischen Perspektive darstellt (vgl. Dausien 1996: 56). Auf der Basis biographischer Fallstudien beschreibt sie „biographische Konstruktionen in Widersprüchen“ (ebd.: 91), in denen sozialstrukturelle Gegebenheiten auf verschiedenen Ebenen – z.B. in sozialen Beziehungen – bearbeitet werden (vgl. ebd.: 567ff).

In der vorliegenden Untersuchung wurde ebenfalls der Zugang über die subjektiv-biographische Perspektive gewählt. Anders als bei Dausien (1996) soll in den folgenden biographischen Rekonstruktionen weniger die Verschränkung verschiedener Lebensbereiche im Vordergrund stehen, auch wenn die Problematik der „doppelten Vergesellschaftung“ in den einzelnen Fällen auf je spezifische Weise immer wieder präsent ist. Das Hauptaugenmerk richtet sich vielmehr auf die Auswirkungen, die die Integration in den institutionellen Kontext des geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkts auf individuelle biographische Konstruktionen hat. Diese Schwerpunktsetzung ergibt sich vor allem aus dem empirischen Material: Die Einbindung in den Reproduktionsbereich ist nicht bei allen Frauen in gleicher Weise biographisch relevant, was mit Blick auf die Frage nach intergenerationale Wandel einer besonderen Aufmerksamkeit bedarf. So spielt insbesondere bei der jüngsten Frauengeneration eine Einbindung in den Reproduktionsbereich nur mittelbar, z.B. in Form von Zukunftsperspektiven und entsprechenden „Vereinbarungsleistungen ‚im Voraus‘“ (Thon 2004: 122), eine Rolle, was die Strukturierung der Biographie durch Ausbildung und Berufstätigkeit stark in den Vordergrund rückt. Auch bei einer gleichzeitigen Einbindung in die Systeme der Reproduktions- und Erwerbsarbeit fällt schon bei der mittleren und teilweise auch bei der ältesten Generation auf, dass dem Bereich der Erwerbsarbeit separate Erzählzyklen gewidmet werden, die den Eindruck eines eigenen biographischen Strangs entstehen lassen, der sich aus diesem Kontext speist.

Die Bezeichnung des Konstruktionskontexts als ‚Berufs-Leben‘ spiegelt, dass in den untersuchten Biographien die Einbindung in das Erwerbsystem wesentlich auf der Basis von Beruflichkeit konstruiert wird. Unter Beruflichkeit kann mit Ulrike Teubner (2004) „eine Form der Organisation von Arbeitskraft – der Beruf als entscheidende Vermittlungs- und Zugangsinstitution für Qualifikations-, Erwerbs- und Lebenschancen“ (ebd.: 430) verstanden werden; dabei handelt es sich zugleich um das in der bundesrepublikanischen Gesellschaft dominante Modell. Das zieht nach sich, dass institutionalisierte Ausbildungs- und Karrierewege, das Erreichen

formaler Qualifikationen und die Ausbildung professioneller Selbstverständnisse auch gesamtbiographische Bedeutung erlangen. Angesichts dessen stellt sich im Sinne Wetterers (s.o.) umso mehr die Frage, was geschieht, wenn ein sozialer Kontext zentrale Bedeutung für die biographische Konstruktion und damit für eine wichtige Form der Selbstkonstitution von Subjekten bekommt, in dem das jeweilige Individuum durch den sozialen Platzanweiser ‚weibliches Geschlecht‘ von vornherein strukturell marginalisiert ist. Der Konstruktionskontext ‚Berufs-Leben‘ – damit sind, wie in Kapitel 8 erläutert, die institutionellen Strukturen des Erwerbsarbeitssystems aus der Perspektive und im Prozess der Bearbeitung durch biographische Subjekte gemeint – ist damit sozusagen prädestiniert für besonders widersprüchliche, aber auch eigensinnige Konstruktionen.

## 10.2 Eine Fallstudie: Berufs-Leben in der Familie Claussen/Cadenberg

Für die Darstellung der Konstruktion von Berufs-Leben wurde die Familie Claussen/Cadenberg ausgewählt, weil die diesbezügliche Bandbreite, die sich hier über die drei Generationen hinweg zeigt, sehr groß ist. Welche Rolle eine Einbindung in den Arbeitsmarkt, eine qualifizierte berufliche Tätigkeit oder die Entwicklung von Professionalität in den einzelnen Biographien spielt, variiert sehr stark, und es vollziehen sich geradezu qualitative Sprünge zwischen den Generationen. Zudem wird an der Familie Cadenberg sehr deutlich, inwiefern eine ‚Verberuflichung‘ von Biographien gleichzeitig mit den und entgegen der Logiken von geschlechtsspezifisch kanalisierter Integration und Desintegration auf dem Arbeitsmarkt stattfinden kann.

### 10.2.1 Grete Claussen: Arbeits-Leben

Für Frauen in Grete Claussens Alter – sie ist Jahrgang 1919 – gilt eine Beschränkung auf Haushalt und Familie häufig als generationstypisches Charakteristikum. Gerade in der Wahrnehmung ihrer Töchtergeneration bildet ihr „Hausfrauendasein“, wie bei Marlies Arndt und Monika Cadenberg deutlich wird (vgl. 11.3.1), eine Negativfolie, von der es sich abzusetzen gilt. Am Beispiel von Grete Claussen lässt sich nicht nur zeigen, dass nicht ohne weiteres von einem völligen Fehlen einer Berufsorientierung ausgegangen werden kann, wie Born/Krüger/Lorenz-Meyer (1996) bereits für die Kohorte der um 1930 geborenen Frauen nachgewiesen haben. Auch von einer Beschränkung auf den Haushalt kann bei Frau Claussen nicht die Rede sein. Arbeit außerhalb des Haushalts spielt, wenn auch nicht unbedingt als beruflich organisierte Arbeit, in ihrer Biographie eine wichtige Rolle.

### 10.2.1.1 Erwerbsarbeit als Existenzsicherung

Grete Claussen beschäftigt sich zu Beginn ihres Interviews zunächst mit den Schicksalen ihrer elf Geschwister. Sie nennt diejenigen, die schon als Kinder gestorben oder im Krieg umgekommen sind und geht dann unter dem Aspekt einer gelungenen Existenzsicherung auf die verbliebenen ein:

aber sonst wir anderen haben uns alle so ganz gut gehalten / I: mh / erstmal im Dorf selber - die Brüder bei den Bauern erst und nachher sind se denn alle zum zur Bahn gegangen / I: zur Bahn? / ja - und der - eine äh davon mein Bruder Peter der ist dann äh Schuster geworden erst in der Lehre / I: mhm / und dann ist er zur Bahn gegangen - und da hat er denn Pech gehabt und hat dann halt s Bein ab- / I: hmm / gefahren bekommen nech und wie gesagt dadurch ist er denn auch in ne Beamtenlaufbahn nachher gegangen und da war er dann auch da Beamter und - konnte dann auch nur da den Dienst machen nech / I: mhm mh / und äh die anderen beiden sind ja der eine ist auch an der Staatsbahn gegangen also Bun\_ äh Bundesbahn sagt man heute n- und - früher Reichsbahn nech und äh der andere ist an ner Kleinbahn die über den ganzen Dörfern bis nach Cestadt gefahren ist / I: aha / dann nech und soweit waren die alle soweit versorgt ne / I: mhm / ja und wir Mädchen wir mussten denn auch unseren Teil dazu tun dass wir alle so n bisschen - nach der Konfirmation - war ich dann erst - in äh bei einem Lehrer im Nachbardorf als Haustochter (2,26-49)

In den beruflichen Laufbahnen, wie die Erzählerin sie hier beschreibt, bildet das wirtschaftliche Überleben und weniger eine berufliche Karriere den Fokus. Dabei geht die Erzählerin zunächst auf ihre Brüder ein und folgt damit einstweilen dem Modell einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Der Hinweis, die Brüder seien zuerst „bei den Bauern“ gewesen, gibt Aufschluss darüber, dass die Familie offensichtlich nicht über eigenes Land verfügte, das als Existenzgrundlage ausgereicht hätte. Dies rückt die Existenzsicherung als vorrangiges Ziel der Tätigkeit noch weiter in den Vordergrund. So wird auch dem Übergang in eine berufsförmige Erwerbstätigkeit (im Gegensatz zum „Bei-den-Bauern“-Sein) kaum Aufmerksamkeit gewidmet, ebenso wie dem vermutlich prestigeträchtigen Beamtenstatus des Bruders. Im Vordergrund steht auch hier die Gewährleistung seines „Versorgt-Seins“ durch „die Bahn“, gerade auch in einer solchen das wirtschaftliche Überleben bedrohenden Situation.

Indem sie erwähnt, dass auch die „Mädchen“ erwerbstätig waren, greift sie wieder auf das Geschlechterschema zurück und markiert implizit eine Abweichung von der Norm der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Der Beitrag der Töchter zum „Versorgt-Sein“ wird als „n bisschen“ relativiert. Dennoch stützt die Erzählerin diese Regelung durch den Verweis auf die wirtschaftliche Notwendigkeit mit einer hohen Legitimität aus und problematisiert sie in keiner Weise. Sie geht davon aus, dass die

„Mädchen“ nicht nur selbst für ihren Unterhalt sorgen müssen, sondern es auch ohne Frage können.

Diese Fraglosigkeit und gleichzeitig der Verzicht auf über die Existenzsicherung hinausgehende Überlegungen zur Berufstätigkeit bleiben im weiteren Verlauf der Erzählung erhalten. Dies hat vermutlich mit der Einbindung der Erwerbstätigkeit in den größeren Kontext der Familienökonomie zu tun; der Familienhaushalt soll entlastet werden, indem die Einzelnen selbst für ihr Auskommen sorgen. Vor allem aber folgt die weitere Erzählung der Prozessstruktur eines institutionellen Ablaufmusters, als dessen erste Station die Stelle als Haustochter mit entsprechender Selbstverständlichkeit erwähnt wird. Es umfasst weiterhin das mit der „Nazizeit“ (3,8) in Verbindung gebrachte „Landjahr“ (3,14) und eine daran anschließende Lehre, die in diesem institutionellen Rahmen ebenfalls ihren nicht weiter explizierten Platz findet:

und dann hab ich ne Lehre gemacht als äh Lehrling äh in der Blindenschule in Bebach als Köchin / I: ah / ja nech erst drei Jahre als Lehrling und drei Jahre als Beiköchin / I: aha / na - da war ich sechs Jahre - das ging aber alles von Dehagen aus das war provinzial alles ne und äh für mich war es sehr schön die ganze Gemeinschaft war wunderbar nech und wir mussten für 500 Blinde kochen / I: oh ((schmunzelnd)) / es war n - große aber es hat Spaß gemacht (3,21-30)

Die Erzählerin gibt hier keinerlei Hinweis, dass eine Lehre für sie als Mädchen ungewöhnlich gewesen wäre. Möglicherweise spiegelt sich darin trotz des höheren Alters von Frau Claussen bereits, was Born/Krüger/Lorenz-Meyer (1996) mit ihrer Studie „Der unentdeckte Wandel“ für die um 1930 geborenen Frauen eindrucksvoll nachgewiesen haben: Der älteren Frauengeneration wurde eine Berufsorientierung zu Unrecht abgesprochen. In der untersuchten Kohorte haben weit mehr Frauen als gemeinhin angenommen eine qualifizierte Ausbildung gemacht<sup>2</sup>, und der Wunsch danach war, wenn auch schwer zu verwirklichen, geradezu selbstverständlich. Dies bestätigen auch die Interviews mit Gertrud Aschauer und Gunda Bechtel, die ebenfalls über eine qualifizierte Ausbildung verfügen. Während die beiden jedoch auch ausführlich auf die Schwierigkeiten eingehen, die überwunden werden mussten, um eine Lehre machen zu können, findet Ähnliches bei Grete Claussen keine Erwähnung. Eine Formulierung arbeitsinhaltlicher Interessen ist dagegen bei allen dreien kein Bestandteil der Erzählungen über die Lehre. Allenfalls werden in der Evaluation Gründe nachgereicht, die die Berufstätigkeit attraktiv machten. Bei Grete Claussen steht dabei das soziale Moment – im angeführten Zitat verweist sie auf die „Gemeinschaft“ – im Vordergrund.

2 Nach Born/Krüger/Lorenz-Meyer (1996) beträgt dort der Anteil von auf Facharbeiterniveau qualifizierten Frauen 33% (vgl. ebd., 58).

An den Bericht über ihre weitere Erwerbstätigkeit und verschiedene Stellen als Haushälterin und Köchin schließt die Erzählerin die Schilderung des Beginns ihrer Ehe unter den schwierigen Umständen der Kriegszeit an. Dramatischer Höhepunkt ist die Mitteilung über die Gefangennahme des Mannes und die Geburt des Sohnes am selben Tag. Die Erzählerin nimmt dann die glückliche Heimkehr ihres Mannes vorweg, um noch einmal auf die Zeit zurückzukommen, in der sie während seiner Abwesenheit zur Sicherung des Familieneinkommens wieder einer Erwerbstätigkeit nachgeht:

ja - ja und dann fing das mit mir an äh und ich hab mich dann auch immer so durchgeschlagen ich kriegte wohl den Sold von ihm ne / I: hm / aber ich musste auch n bisschen - weiterdenken / I: hm / und musste immer noch mitarbeiten nech dass ich auch durchkam denn so viel gab es auch nicht ne / I: mh / naja auf jeden Fall ich habe dann äh bei ner belgisch - - das waren Wallonen / I: mhm / Franzosen und Belgier / I: mhm / nech also sie konnte kein Deutsch und ich konnte kein Französisch / ((schmunzelt)) // I: hm / aber wir haben uns ganz prima verstanden / I: ja / das war eine Offiziersfamilie ja und - die hatten zwei Kinder ein Mädchen und einen Sohn - und der Sohn war grade eben so - äh - dass er fast laufen konnte nech / I: mhm / der Luc - ja und wie gesagt da hab ich mich dann sozusagen über Wasser gehalten immer dass ich da das Geld kriegte (7,20-41)

Die eigentümliche Formulierung am Beginn der Passage („dann fing das mit mir an“) nimmt die Erzählerin als Akteurin sozusagen aus dem heraus, was nun folgt; sie weist gewissermaßen eine Initiatorinnenschaft zurück. Wenn sie von „durchschlagen“ spricht, qualifiziert sie ihr Tun als etwas aus der Not Geborenes, womit dem aber gleichzeitig ein kämpferischer und dramatischer Zug verliehen wird. Mit der Erwähnung des „Solds“ wird auf das institutionell verankerte Modell Bezug genommen, das die Absicherung der Protagonistin und ihres Sohnes durch den Ehemann vorsieht. Obwohl dieses Konzept hier nicht aufgeht, weil der Mann in Kriegsgefangenschaft ist, bleibt die Versorgerehe der Hintergrund der weiteren Konstruktion. Wenn die Erzählerin ihre Erwerbstätigkeit als „mitarbeiten“ bezeichnet, so setzt das eigentlich voraus, dass es einen Ernährer gibt, der durch seine Arbeit für das Familieneinkommen sorgt – was aber hier gerade nicht der Fall ist. Andererseits betont die Erzählerin zwar das Moment des äußeren Zwangs als Grund für die Abweichung von der Versorgerehe, sie stellt sich aber gleichzeitig als jemanden dar, die „weiterdenkt“, also ihre Situation reflektiert in die Hand nimmt. Das steht in einer Spannung zu der anfänglichen Zurückweisung der Initiatorinnenschaft. Die gesamte Konstruktion der Erwerbstätigkeit, um die es an dieser Stelle geht, wird damit ambivalent.

Im weiteren Verlauf der Passage fällt auf, dass die Erzählerin mit keinem Wort erwähnt, was eigentlich der Inhalt ihrer Tätigkeit bei der Offi-

ziersfamilie war. Sie stellt vielmehr ihre Integration in die Familie in den Vordergrund – die Unwichtigkeit der Sprachbarriere, die gute Beziehung zur Arbeitgeberin und ein persönliches Verhältnis zum Sohn der Familie, das in seiner mit Details verbundenen Erwähnung zum Ausdruck kommt. Damit ist die ganze Zeit implizit klar, dass die Protagonistin in der Familie Reproduktionsarbeit geleistet hat. Sie nimmt dazu aber keine professionelle Position ein, was auf Grund ihrer Ausbildung als Köchin durchaus möglich gewesen wäre, sondern konstruiert sich sozusagen als Teil der Familie. Allerdings wird dies auch wieder dadurch relativiert, dass die Erzählerin am Ende ein Resümee zieht, das an den Beginn der Passage anschließt und den Erwerb in den Vordergrund stellt.

### 10.2.1.2 Arbeit und Anerkennung

Auf die inhaltliche Seite der Arbeit, die sie leistet, geht die Erzählerin in anderen Kontexten ein, die gerade nicht als Berufstätigkeit im herkömmlichen Sinne organisiert sind. Dazu gehört zunächst die Tätigkeit als Rotkreuz-Schwester während des Krieges. Die Erzählerin führt diese als Ausweg aus der ansonsten drohenden Heranziehung zur Arbeit in einer Rüstungsfabrik ein und verbindet damit eine Distanzierung vom nationalsozialistischen Regime: „ich hatte mich jetzt vor allem hergemogelt nicht in ner Partei zu sein nirgends drin zu sein und jetzt sollte ich auf einmal in eine Fabrik / I: mhm / und das wollte ich nicht“ (7,51-55). Die Darstellung der Tätigkeit als Schwester in einem „Soldatenheim“ vor Ort trägt jedoch keinerlei Züge der Distanzierung mehr, sondern vielmehr des Engagements:

da war ne Köchin unten und ich war oben zum Bedienen / I: mhm / im Soldatenheim und musste immer sorgen Mensch sagt sie dass wir was zu essen kriegen wir können nicht immer nur äh äh diesen Mais essen und und dieses und jenes / I: mhm / und das da und dann bin ich immer losgefahren / I: mhm / wir kriegten vom Standort kriegten wir ein Gefährt von der von der Wehrmacht nech / I: mhm / und äh mit zwei Soldaten bin ich dann immer über Land gefahren hab - Gemüse geholt Kartoffeln geholt und alles was ich so kriegen konnte ne / I: hmmm / Obst geholt nech das war - alles also wir haben Gemüsesuppen hatten wir denen da dass wir alles - hatten und und es war wunderbar da nech / I: mhm / aber es war auch dann äh schlecht - da hatte ich mich mal so erkältet - und das war mir an die Nieren geschlagen - und weil ich nass geworden war aufm Land wie wir Kartoffeln geholt hatten nech war ich pitschnass geworden in der Tracht nech und sie wissen ja wenn das so zieht irgendwo will es dann hin ne / I: ja / ja und dann hatte ichs - an den Nieren und konnte dann erstmal n paar Wochen wieder aussetzen nech / I: hmmm / ja und dann wurde immer gefragt wo ist Schwester Grete nech / dass wir nix zu essen kriegen ne ((schmunzelnd)) / ja. ja aber dann ging es auch wieder besser nech / I: mhm / und dann - bin ich dann wieder eingesprungen hab wenigstens was geholt / I: mhm / dass die wenigstens was zu essen hatten ne. so hat der eine für den anderen gesorgt / I: hm / ich sage

wenn ich das tue das hab ich aber alles ehrenamtlich gemacht / I: ehrenamtlich / keinen Pfennig dafür gekriegt nich / I: hm / also keinen Pfennig ne / I: hm / das muss ich dabei sagen ne jou. (8,34-9,21)

Im Vergleich zu den Interviewabschnitten, in denen von der eigenen Tätigkeit als Köchin und in verschiedenen Haushalten die Rede ist, ist diese Schilderung hoch narrativ und detailliert. In der wörtlichen Rede der Kollegin wird ein Kollektiv konstruiert, in dem nicht die zu versorgenden Soldaten das Gegenüber der dort tätigen Schwestern sind, sondern alle zusammen ein „Wir“ bilden. Dieses „Wir“ ist zum Teil auch weiterhin Subjekt der Erzählung. Daneben stellt die Erzählerin sich selbst als aktive Handlungsträgerin, die durch Improvisation und Engagement die Versorgung des Kollektivs verbessert. Der Charakter der Fahrten „über Land“ bleibt dabei jedoch unklar; es wird nicht erklärt, auf welcher Grundlage Nahrungsmittel von den Bauern „geholt“ wurden, also ob sie gekauft, beschlagnahmt oder sozusagen als Spenden erbeten wurden. Die Präsenz der Wehrmachtsoldaten wird der Protagonistin als Handlungsträgerin in der Schilderung deutlich untergeordnet; dennoch wird sie damit auch symbolisch mit einer ‚Mission‘ ausgestattet, die verhindert, dass der politische Kontext ihrer Tätigkeit ganz ausgeblendet werden kann.

Was die Erzählerin dagegen deutlich hervorhebt, ist ihr Engagement, das ihr durch die Erkrankung zum Nachteil wird, aber auch Würdigung erfährt. Ihr Fehlen fällt auf, und die Qualität der Versorgung wird mit ihrer Person in Verbindung gebracht. Für diese Anerkennung ihres Engagements liefert das wörtliche Zitat den Beleg.

Schwer nachvollziehbar erscheint zunächst, dass die (Wiederaufnahme der) Tätigkeit mit dem Satz „so hat der eine für den anderen gesorgt“ resümiert wird. Er impliziert eigentlich Gegenseitigkeit, zuvor ist aber nur vom Engagement der Protagonistin für das Soldatenheim die Rede. Es könnte vermutet werden, dass die Erzählerin hier an die der Passage vorausgehende Episode anknüpft, in der die Leiterin des Heimes ihr den Dienst dort als Alternative zur Arbeit in der Rüstungsfabrik vorschlägt; damit wäre sie diejenige, die der Protagonistin geholfen hätte. Oder es wird unterstellt, dass die im Heim untergebrachten Soldaten etwas für die ‚nationale‘ Gemeinschaft geleistet haben. Beide Lesarten sind unbefriedigend; es dürfte eher davon auszugehen sein, dass die Logik der Gegenseitigkeit in dem angeführten Grundsatz hier nicht aufgeht und auch nicht aufgehen muss. Die Erzählerin zitiert damit möglicherweise nur das romantisierende Motiv, dass in Zeiten der Not der zwischenmenschliche Zusammenhalt stärker war. Zum anderen dient das Motiv der Fürsorge auch dazu, die Tätigkeit als Schwester noch einmal nachdrücklich in einen anderen Rahmen zu stellen. Offensichtlich wird damit eine eher karitative Ausrichtung betont, bei der es gar nicht so sehr auf die Gegenseitigkeit, sondern um den Dienst am Nächsten geht. Dafür spricht auch die starke Betonung der Ehrenamtlichkeit des Engagements, in der jedoch zugleich

der Vorwurf mitschwingt, dass die Arbeit nicht angemessen entlohnt wurde. Der Anspruch, mit Arbeit Geld zu verdienen, wird hier also nicht aufgegeben.

Der zweite große Bereich, in dem die Erzählerin einer nicht berufsformig oder über den Arbeitsmarkt organisierten Tätigkeit nachgeht, ist die Landwirtschaft. Hier betont sie, dass dies dem Erwerb bzw. der Wertschöpfung diene:

wir haben auch zwei Häuser umgebaut dieses hier / I: hm / und das - mein Mann und ich noch nech / I: hm / alles durch seinen Verdienst und durch meine Arbeit / I: hm / dass er nicht die Landwirtschaft sondern ich hab die ganze Landwirtschaft in Ordnung gehalten (16,1-9)

Der Umbau der Häuser ist der sichtbare Nachweis für den ökonomischen Erfolg des Ehepaares. Dabei macht die Erzählerin mit Nachdruck deutlich, dass beide Partner daran Anteil hatten, unterscheidet aber auch zwischen der Art des Beitrags auf beiden Seiten. Der „Verdienst“ des Mannes setzt voraus, dass dieser einer Erwerbstätigkeit nachgeht, die über den Arbeitsmarkt vermittelt ist; seine Arbeit wird nach den Regeln des Marktes entlohnt und kommt in Form von Geld der Familie zugute. Der Beitrag der Protagonistin ist unmittelbar ihre „Arbeit“. Das ist vor dem Hintergrund, dass Existenzsicherung in der Industriegesellschaft in der Regel über eine arbeitsmarktvermittelte Erwerbstätigkeit geschieht, ungewöhnlich, macht in Bezug auf die Landwirtschaft, von der in diesem Zusammenhang die Rede ist, aber Sinn. Dennoch konstruiert die Erzählerin hier gleichzeitig eine Komplementarität zwischen dem „Verdienst“ ihres Mannes und ihrer eigenen Arbeit: Dass sie „die ganze Landwirtschaft in Ordnung gehalten“ hat, bedeutet eine Freisetzung des Mannes und die Voraussetzung für seine Berufstätigkeit. Damit macht sie das Arrangement, das dem gemeinsamen ökonomischen Erfolg zugrunde liegt, und ihren Anteil daran sichtbar. Auch wenn im Hintergrund vielleicht das Ideal einer Versorgerehe stehen sollte, wie es zuvor angeklungen war, ist hier ganz klar, dass es sich bei der Ehe der Protagonistin nicht um eine solche handelt. Die Erzählerin stellt sich nicht als eine ‚Nur-Hausfrau‘ dar, deren Arbeit im Reproduktionssektor als Voraussetzung für die Erwerbstätigkeit des Ehemannes unsichtbar bleibt, sondern sie verweist auf ihre „Arbeit“ als einen eigenständigen Bereich und ihren Beitrag zum Familieneinkommen.

Der Arbeit in der Landwirtschaft selbst widmet die Erzählerin mehr Aufmerksamkeit als ihrer im Vergleich kurzzeitigen qualifizierten Berufstätigkeit als Köchin. Dabei setzt sie wiederum ihre Leistung in Szene, wie es hier bei der Schilderung der Kornernte geschieht, bei der der Schwiegervater als Arbeitskraft immer wieder ausfiel:

ja - und äh wie gesagt also - und wenn er [der Schwiegervater, C.T.] denn weg-musste und da - das kam - des öfteren vor da hab ich denn - ich sag lass mal die

Sense und das alles hier / I: hm / wir machen das schon / I: hm / nech wer das nun gemacht hatte das war ja ganz egal nech ja dann hab ich mir die Sense in die Hand genommen / ((schmunzelt)) // I: hm / die a\_ und das Korn abgemäht die Stoppeln blieben so hoch stehen das war aber egal / I: hm / Hauptsache das Korn war ab denn wir mussten ja auch immer aufs Wetter passen / I: jaja / ne / I: mh / das Wetter musste auch mitspielen ne / I: mhm / ja und dann hab haben wir das abgemäht und des Abends wenn mein Schwiegervater wiederkam das Korn war ab die Richten standen (22,46-23,16)

Die Schilderung vermittelt den Eindruck, dass die Erzählerin hier um die Anerkennung ihrer Leistung ringt. Dabei geht es zunächst um die Legitimität ihres Engagements. Es werden zum einen äußere Zugzwänge dafür konstruiert, dass sie das Schneiden des Korns übernimmt: Der Schwiegervater muss weg, und die Arbeit muss erledigt sein, solange das Wetter geeignet ist. Zum anderen wird die Bedeutung einer optimalen Ausführung der Arbeit relativiert; vor allem aber wird die Erledigung der Aufgabe von einer bestimmten Person entkoppelt. Wenn die Erzählerin argumentiert, „wer das nun gemacht hatte das war ja ganz egal“, so steht zu vermuten, dass sie nicht ohne weiteres die Legitimation hatte, diese Arbeit zu übernehmen. Dem Schwiegervater gegenüber ist auch nur von einem „Wir“ die Rede, das seine Arbeit übernimmt; dass die Protagonistin es ist, bleibt zunächst unklar, obwohl sie als Sprecherin der zurückbleibenden ErntearbeiterInnen eine verantwortliche Rolle einnimmt. Mit der Zurückweisung einer besonderen Bedeutung der Mäharbeit soll vermutlich die Interpretationsmöglichkeit ausgeschlossen werden, dass es ihr darum ging, Männerarbeit oder die Position des bislang hauptverantwortlichen Schwiegervaters zu übernehmen – obwohl sie es ganz offensichtlich tut.

Gleichzeitig fordert die Protagonistin im weiteren Verlauf der Episode durchaus die Anerkennung für die von ihr erbrachten Leistung ein, die ihr zunächst nicht zugetraut wird:

ja - - jau - es war und wie gesagt denn kam Vater dann nach Hause vom Schlachthof her ne denn fragt er wie weit wir wären / I: mhm / mit dem Korn da hinten nech dann hab ich ihm dann gesagt ist alles okay hab ich gesagt das ist alles fertig / I: hm / je\_ ha\_ die Richten stehen kannst hingehen und kucken nech - und dann fragt er so auf Platt auch nich ich konnt es ja nachher auch die ganzen Jahre nachher verstehen nech / I: mhm / und verstehen konnt ich es immer - aber nicht sprechen direkt so / I: ja / nicht wie die hier das Platt sprachen - dann hab ich gesagt - hör mal sag ich das hab ich selber gemacht sag ich nich wer sollt es denn wohl machen von den anderen Frauen / I: mhm / ne - ja und - Hauptsache es war alles fertig nech / I: mhm / und somit - hab ich mich immer ganz schön durchgemogelt nich (23,45-24,11)

Der Dialog, der hier zitiert wird, demonstriert, was für eine prekäre Angelegenheit die Übernahme der Arbeit des Schwiegervaters durch die Protagonistin ist. Die Frage des Schwiegervaters korrespondiert zunächst mit

der vorausgegangenen Ankündigung der Protagonistin: „Wir machen das schon“. Darin kommt ihre besondere Rolle gar nicht vor. Sie konfrontiert ihn auch zuerst mit dem Ausmaß der erbrachten Leistung und überlässt es sozusagen ihm, danach zu fragen, wer dann an seiner Stelle das Korn gemäht hat. Dabei zitiert die Erzählerin interessanterweise nicht diese Frage, sondern geht auf eine ‚Sprachbarriere‘ zwischen ihr und dem Schwiegervater ein. Damit spielt sie auf eine zuvor erzählte Episode an, in der sie die Unfreundlichkeit ihrer Schwiegereltern bei ihrer Ankunft auf dem Hof kritisiert und u.a. daran festmacht, dass sie ihr Arbeitsanweisungen „auf Platt“ gegeben hatten, was sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht verstehen konnte. Die Ansprache „auf Platt“ ist also eine hegemoniale Geste, die ihre Nicht-Zugehörigkeit demonstriert; das sprachliche Nicht-Entgegenkommen des Schwiegervaters ist ein Verweis auf die generell in Frage gestellte Legitimität ihrer bloßen Anwesenheit. Mit der Einlassung in der vorliegenden Passage macht die Erzählerin deutlich, dass es in der gesamten Szene auch um ihre Anerkennung in einer sie nach wie vor als Fremde behandelnden Umgebung geht.

Die Antwort auf die implizierte Frage des Schwiegervaters nach der Mäharbeit ist kein offensives Verweisen auf die eigene Leistung, sondern eine rhetorische Gegenfrage. Der Schwiegervater soll die Antwort, dass nur die Protagonistin es gewesen sein kann, die seine Arbeit getan hat, selbst geben. Damit spricht die Erzählerin wiederum nicht aus, dass sie seine Position eingenommen hat; an dieser Stelle, an der sie auf die „anderen Frauen“ verweist, wird zusätzlich und wiederum nur implizit deutlich, dass sie offensichtlich Geschlechtergrenzen übertreten hat. Mit ihrer rhetorischen Frage überführt die Protagonistin ihren Gesprächspartner zusätzlich einer falschen Einschätzung ihrer Fähigkeiten. Sie muss damit an keiner Stelle explizit auf ihre Leistung verweisen.

In dem abschließenden Resümee wird noch einmal die Leistung relativiert, indem sich die Erzählerin die Professionalität abspricht. Damit wird insgesamt sehr deutlich, dass sie auch in der Interviewsituation, wo nicht mehr der Schwiegervater ihr Gegenüber ist, nicht offen nach der Legitimation ihrer Verantwortungsübernahme greift. Sich „durchzumogeln“ – worin auch eine gewisse Virtuosität im Umgang mit Schwierigkeiten inbegriffen ist – wird hier zur angemessenen Art, Herausforderungen zu begegnen, zu deren Bewältigung man eigentlich keine Berechtigung hat.

Trotz dieses ‚Versteckspiels‘ gelingt es der Erzählerin, auf ihrer Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit zu beharren. Den Nachweis, dass dies der Anerkennung wert war, auch wenn ihr diese von Seiten ihrer Familie nicht gezollt wurde, führt die Erzählerin an mehreren anderen Stellen sehr offensiv. So zitiert sie u.a. eine Bekannte, der sie früher bei der Erntearbeit geholfen hat und die nun sozusagen ihr Engagement anderen gegenüber bezeugt:

sie erzählt denn auch immer zu den anderen wenn die so dazukamen nech / I: ((schmunzelt)) / ach Frau Claussen die kenn ich die kann arbeiten hieß es denn / I: oh / schau das erzählte sie jedem da nech / I: ja / ja wie oft haben wir uns die geholt dann zum Kartoffel ernten und - auf der Dreschmaschine stand se dann (53,45-54,2)

Die Bestätigung ihrer Tüchtigkeit wird hier zwar einer anderen und sozusagen ‚objektiven‘ dritten Person in den Mund gelegt. Der Nachdruck, mit dem diese zitiert wird, zeigt jedoch die große Bedeutung der in dem Zitat ausgesprochenen Anerkennung für die Erzählerin. Die Anerkennung bezieht sich nicht auf eine formale berufliche Qualifikation oder Position, sondern auf die Tüchtigkeit, die Leistungsfähigkeit und das Engagement. Sie bedeutet zugleich soziale Integration in einen über Arbeit organisierten Kontext, für den die Dorfgemeinschaft einen Rahmen bildet. Dieser Kontext funktioniert unproblematischer als der der Familie, wo der Protagonistin die Anerkennung ihrer Arbeit verweigert wird. Insofern ist diese Erzählung ähnlich angelegt wie die bei jüngeren Frauen häufig anzutreffende Argumentation, eine Berufstätigkeit neben der Familie sei ihnen auch wegen der sozialen Kontakte und der Wertschätzung ihrer Kompetenz wichtig.

### 10.2.1.3 Resümee

In Bezug auf Grete Claussens Konstruktion ihres Arbeits-Lebens ist zunächst festzuhalten, dass der Aspekt der Existenzsicherung an erster Stelle steht und nicht etwa der einer beruflichen Laufbahn. Die Existenzsicherung ist zudem auf ein Kollektiv, zumeist die Familie, bezogen. Dabei fällt insbesondere eine widersprüchliche Gleichzeitigkeit zweier Modelle einer Aufgabenverteilung zwischen den Geschlechtern auf. Da ist zunächst ein an vormoderne Verhältnisse erinnerndes Modell, in dem jede Arbeitskraft zur Existenzsicherung des Familienkollektivs eingesetzt werden muss. Dabei erscheint es sekundär, ob dies im Rahmen einer institutionell vorgegebenen Berufslaufbahn stattfindet oder aus einer Notsituation heraus wie bei Kriegsgefangenschaft des Mannes oder in der Landwirtschaft, wo jede Arbeitskraft gebraucht wird. Das zweite relevante Modell ist das der bürgerlichen Kleinfamilie und der Versorgerehe. Obwohl die Realität über weite Strecken eine andere ist, unterstellt die Erzählerin immer wieder die Regel, dass eigentlich der Mann für das wirtschaftliche Auskommen der Familie sorgt.

In Situationen, die dem ersteren Modell entsprechen und wo die Regel des männlichen Alleinversorgers offensichtlich von vornherein nicht gültig ist – v.a. bei der Arbeit in der Landwirtschaft – gibt es zunächst eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung mit spezifischen ‚Männerarbeiten‘ (wie dem Schneiden des Korns). Doch auch diese wird mit gleichzeitigem Verweis auf die Regel und die Notwendigkeit ihrer Durchbrechung thema-

tisiert. Diese Durchbrechung wird insbesondere dann nötig – und muss dennoch sorgfältig legitimiert werden – wenn die Männer durch ihre Einbindung in moderne Lohnarbeitsverhältnisse daran gehindert werden, die ihnen zugeordneten Arbeiten zu übernehmen. Die Brüche, die dadurch entstehen, könnten als ein Phänomen eines Übergangs oder der vorübergehenden Gleichzeitigkeit zwischen zwei Wirtschaftsformen interpretiert werden, die unterschiedliche Geschlechterarrangements implizieren.

Was die Erzählerin über ihre eigene Arbeit berichtet, scheint dabei maßgeblich an einer Wirtschaftsform orientiert zu sein, die zwar in die der modernen Industriegesellschaft eingebunden ist, innerhalb derer eine berufliche Organisation von Arbeit aber anders als in der modernen Industriegesellschaft noch keine Rolle spielt und in der die Arbeitskraft nicht über einen öffentlichen Markt angeboten und nachgefragt wird. In der Landwirtschaft, wie die Erzählerin sie beschreibt, ist es vor allem die Familie, über die die gemeinsame Erwirtschaftung eines Ertrags organisiert wird.

Dennoch legt die Erzählerin Wert darauf, ihre Leistung nicht nur als eine zu präsentieren, die innerhalb der Familie von wirtschaftlicher Bedeutung ist. Wie schon im Zusammenhang ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit als Rotkreuz-Schwester während des Krieges stellt sie die Anerkennung in den Vordergrund, die ihre Tätigkeit bei anderen findet. Gerade angesichts der mangelnden Anerkennung in ihrer Familie weist sie mit Nachdruck auf ihren guten Ruf in der Dorfgemeinschaft hin und untermauert ihre Tüchtigkeit, indem sie an ihrem Anwesen den wirtschaftlichen Erfolg ihrer Arbeit vorführt.

Die biographische Konstruktion der Erzählerin ist damit, was die zugrundegelegte Wirtschaftsform anbelangt, an einem ganz anderen Horizont ausgerichtet, als es bei den Vertreterinnen anderer Generationen der Fall ist. Die untergeordnete Rolle eines Berufes in ihrer Biographie hängt damit zusammen, dass ihr Beitrag zur Existenzsicherung ihrer Familie, der sich keineswegs auf die Reproduktionsarbeit beschränkt, nicht an einen Beruf geknüpft ist.

Von daher ist es auch nicht verwunderlich, dass Ideen der Frauenbewegung in Bezug auf den Stellenwert von Arbeit für die Gleichberechtigung von Frauen in Grete Claussens Schilderungen keinerlei Widerhall finden. Die Theoriebildung der Frauenbewegung ist zwar auf die Verteilung von Arbeit insgesamt bezogen. Ihre Politik richtet sich jedoch im Wesentlichen am in der Gegenwartsgesellschaft dominierenden System der Organisation von Erwerbsarbeit als berufliche, arbeitsmarktvermittelte Tätigkeit aus. Das erschwert eher eine Wahrnehmung der Arbeit, die Grete Claussen leistet, als produktive, zur Existenzsicherung der Familie beitragende Arbeit. So charakterisiert Monika Cadenberg, die für die Bedeutung einer Einbindung von Frauen in das Berufsleben argumentiert, ihre Mutter als „nur Mutter“ (5,14) und ordnet ihre Arbeit damit dem Reproduktionsbe-

reich zu. Wie auch Gertrud Aschauer, die ebenfalls von der harten Arbeit ihrer Mutter in der Landwirtschaft spricht, kann sie gleichzeitig formulieren, ihre Mutter habe „nicht [...] gearbeitet“ (1,31). Wenn ‚arbeiten‘ im Sinne von ‚in einem Beruf arbeiten‘ gebraucht wird, ist die Arbeit in der Landwirtschaft schwer zu kategorisieren. Auch die Strategie der Sichtbarmachung von Reproduktionsarbeit, die von Anfang an ein Anliegen der Frauenbewegung war, greift hier nicht. Deshalb ist die Anschlussfähigkeit von Diskursen der Frauenbewegung für die biographische Selbstdeutung in einem Fall wie dem von Frau Claussen von vornherein eingeschränkt und kann zu Unsichtbarkeiten und Fehlwahrnehmungen führen.

## 10.2.2 Monika Cadenberg: Verberuflichung der Biographie

Im Interview mit Monika Cadenberg dominiert im ersten Teil der biographischen Haupterzählung ganz klar die Berufsbiographie. Anders als ihre Mutter, von der sie sich in diesem Punkt auch explizit distanziert, identifiziert die Erzählerin Arbeit und insbesondere Arbeit, die auch dem Erwerbsdienst, in erster Linie mit beruflich organisierter Arbeit. Letztere wird zugleich zu einem wichtigen ‚roten Faden‘ innerhalb der eigenen Lebensgeschichte. Diese Form einer ‚Verberuflichung‘ der Biographie soll im Folgenden zunächst nachvollzogen werden. In einem zweiten Schritt (ab 3.2.2.4) wird gezeigt, wie Logiken des Berufs-Lebens im engeren Sinne auch auf andere biographisch relevante Kontexte übertragen werden.

### 10.2.2.1 Ausbildung als biographisches Projekt

Schon kurz nach Beginn des Interviews kommt die Erzählerin auf Umstände ihrer Kindheit zu sprechen, die eine spätere Problematisierung ihres Zugangs zu einer qualifizierten Berufsausbildung vorbereiten. Als ein erstes Hindernis greift sie die Einschränkung ihrer Schulkarriere auf:

ja und nach der Schulzeit - da ja mein Vater Alleinverdiener war kam auch überhaupt nicht in Frage ehm dass ich während Volksschule gabs ja damals dass ich während der Schule wechselte - also einige gingen dann so nach vier fünf Jahren damals schon auf die Realschule oder Gymnasien - das kam - für uns gar nicht in Frage weil es immer hieß da haben wir kein Geld für. / I: mh / so. war schade aber - gut. konnte man nicht anders machen - / I: mh / (1,50-2,8)

Ähnlich wie bei anderen Erzählerinnen v.a. der ältesten Generation (Gertrud Aschauer, Gunda Bechtel) wird der Mangel an Bildung hier auf die bestehenden Verhältnisse bzw. eine bestimmte ‚selbstverständliche‘ familiäre (Wert-)Ökonomie und die institutionelle Vorgabe des Schulgelds für weiterführende Schulen zurückgeführt. Wie an dem hier zitierten Textausschnitt besonders gut deutlich wird, können die damaligen ‚Fraglosigkeiten‘ möglicherweise erst aus heutiger Sicht und im Vergleich mit den heu-

tigen Wertmaßstäben und institutionell gegebenen Möglichkeiten problematisiert werden. Interessant ist, dass im Anschluss an die zitierte Stelle ebenfalls von einer Art Kompensation der mangelnden Schulbildung durch das „Privileg“ (2,8) Englisch lernen zu können, die Rede ist, wodurch Bildung ein eigener Wert verliehen wird und das Programm einer beständigen ‚Horizontenerweiterung‘ (sh. unten) angelegt wird.

Darüber hinausgehend stellt die Erzählerin eine Auseinandersetzung mit konkreten Widerständen gegen ihren bereits gefassten und inhaltlich nicht weiter explizierten Plan, eine Lehre zu machen, dar:

und ehm ja nach der Schule da hieß das mein Vater war so sehr konservativ und muss ich auch sagen bisschen Macho der sagte - du wirst Schneiderin. so und das war für mich - Todesurteil ne? weil ich war überhaupt nicht / für handwerkliche Fähigkeiten. ((schmunzelnd)) / also schneiden - eh bin ich in der Schule früher diese Handarbeiten da musste man sticken und und - stricken da bin ich immer zu irgend ner Nachbarin gegangen / hab die da machen lassen ((schmunzelnd)) / in der Schule hab ich mir irgendwas zusammengeprünt - das haben die natürlich sofort gemerkt dass ich das nicht gemacht habe weil diese Stunde oder zwei Stunden in der Schule hab ich dann irgendwas versucht - also da hab ich kein Talent zu gehabt. überhaupt nicht - und hab dann auch permanent da Vieren gekriegt ne? und als es dann hieß ich soll nach der Schule - ne Lehre als Schneiderin machen weil n Cousin meines Vaters ne Schneiderei hatte - ich Rotz und Wasser geheult - so. ich wollte gerne ne Lehre machen. nein hat mein Vater gesagt - bist du zu klein zu - eh dazu muss ich sagen als ich meine Schule beendete die acht Jahre war ich erst dreizehn (2,14-2,26)

In dieser Episode ist es zunächst der Vater, der die Initiative ergreift, um die Protagonistin in eine Berufsausbildung einmünden zu lassen. In der geschilderten Situation gibt es keine Wahl der Betroffenen, nicht einmal ein institutionelles Ablaufmuster, sondern das Machtwort des Vaters, das hier dramatisch inszeniert, gleichzeitig aber etwas ironisiert wird. Diese Ironisierung beruht auf der Charakterisierung des Vaters durch seine unzeitgemäßen Vorstellungen. Darin wird die innere Logik seines Handelns sichtbar, das gleichzeitig aus einer späteren Perspektive heraus als nicht angemessen qualifiziert wird. Diese Disqualifizierung geschieht zum einen über den Vorwurf, der Vater sei „bisschen Macho“ gewesen; damit wird ein historisch späterer Diskurs aufgegriffen, der übertrieben männliches Gebaren, Frauen abwertendes Verhalten und den offenen Versuch einer Machtausübung über Frauen delegitimiert. Die Bezeichnung „Macho“ belegt ein solches Verhalten mit einem deutlichen Verdikt.

Der über die Zukunft der Protagonistin bestimmenden Entscheidung „Du wirst Schneiderin“, in der zugleich das patriarchale Auftreten des Vaters in Szene gesetzt ist, wird in einem zweiten Schritt auch argumentativ der Boden entzogen. Die Erzählerin weist ihre mangelnde Eignung für den Beruf der Schneiderin als eine objektive, von anderen bezeugte Tatsache

nach und untergräbt damit die Kompetenz des Vaters, diese Entscheidung zu treffen. Implizit wird jedoch deutlich, dass die beiden unterschiedlichen Logiken folgen: Die Erzählerin konstruiert einen Zusammenhang zwischen Talent oder Neigung und Beruf, der Vater orientiert sich an familiären Ressourcen. Die Auseinandersetzung zwischen beiden wird jedoch nicht als argumentatives Aushandeln beschrieben; ausschlaggebend ist der Protest der Protagonistin, die, indem sie „Rotz und Wasser heult“, auf ein eher kindliches Machtmittel zurückgreift. Dies korrespondiert jedoch mit der Meinung des Vaters, sie sei für eine Lehre „zu klein“.

Interessant ist hier, dass die Erzählerin im Zuge dieser Auseinandersetzung um eine nicht gewollte Ausbildung den Wunsch nach einer Lehre so deutlich formuliert; der Konflikt wird sozusagen zum Anlass, die eigene Perspektive offen zu etablieren. Dabei wird ganz deutlich ein Unterschied zwischen der Ausbildung als Schneiderin und einer Lehre gemacht. Es ist zwar auch von einer „Schneiderlehre“ die Rede, doch das ist nicht die Art von Lehre, auf die es der Erzählerin ankommt. Das hat sicherlich nicht nur damit zu tun, dass es der Protagonistin unmöglich ist, sich inhaltlich mit der Schneiderinnenausbildung zu identifizieren, sondern auch damit, dass diese als marginalisierter Frauenberuf nicht sonderlich attraktiv war. So klar jedoch der Wunsch nach einer ‚richtigen‘ Lehre formuliert ist, so wenig wird er weiter ausgeführt oder inhaltlich genauer bestimmt. Eine inhaltliche Bestimmung der beruflichen Richtung, die Monika Cadenberg später einschlägt, wird an keiner Stelle vorab vorgenommen, sondern kommt eher dadurch zustande, dass der Vater ihr das Angebot macht, anstatt der Schneiderlehre als Überbrückung wegen ihres geringen Alters die Handelsschule zu absolvieren.

Zu einer eigenen näheren Bestimmung der inhaltlichen Ausrichtung der Berufsausbildung kommt es erst bei der Schilderung ihrer Auswahl aus einem umfangreichen Lehrstellenangebot. Die Berufsentscheidung ist jedoch insgesamt gar nicht das zentrale Moment; zentral in der Darstellung ist vielmehr die Eigeninitiative der Protagonistin, die in der Zeitung ein Stellengesuch aufgibt, und der Akt des Auswählens „aus einem riesen Wust von Angeboten“, die der damalige Ausbildungsmarkt zur Verfügung stellte. Die inhaltliche Passung zwischen den Interessen der Protagonistin und der gewählten Lehrstelle wird dann nachgereicht:

und ich hab dann eh ne Stelle ausgesucht bei eh Stübe das war ne große ehm ein großer eh Buch- und Zeitschriftengroßhandel in Habeck - und hab dort ne Lehre als Groß- und Außenhandelskaufmann gemacht. und das war also auch ne - super interessante Stelle - weil ehm man eben mit Büchern in wir hatten auch - Buch eh Bücher Buchhändlerlehrlinge die also die andere Schiene fuhren und wir hatten Lehrlinge im kaufmännischen Bereich. und ja. das war immer so die Buchhändler hielten sich immer für was ganz Besonderes weil die mussten auch während ihrer Arbeitszeit sehr viel lesen und wir - kaufmännischen Lehrlinge wurden so n bisschen so - ihr - seid eh geistig minderbemittelt und denn das er-

forderte natürlich auch dann wieder so n bisschen eh gegenzusteuern so nach dem Motto ah - wir schaffen das auch und - wir hatten so immer jedes Lehrjahr nur eine und ehm wir haben uns immer gegen die Buchhändler ganz schön zur Wehr gesetzt. (2,40-2,50)

Die Wahl der konkreten Lehrstelle, die von der Erzählerin nochmals deutlich als ein von ihr selbst gesteuerter intentionaler Akt markiert wird, erhält hier eine inhaltliche Begründung. Dabei steht hier die Firma, in der die Ausbildung stattfindet, im Vordergrund, nicht der gewählte Ausbildungsberuf. Auffällig ist, dass die Erzählerin von „Groß- und Außenhandelskaufmann“ und nicht „-frau“ spricht. Vermutlich reflektiert das die zu dieser Zeit offizielle Sprachregelung; es ergibt sich daraus aber auch ein stärkerer Kontrast zur „Lehre als Schneiderin“, einem typischen Frauenberuf, und hebt die höhere Bewertung der nun gewählten Ausbildung hervor. Zur Begründung für die Evaluation der Stelle als „super interessant“ setzt die Erzählerin dann mit einem Verweis auf „Bücher“ an. Da sie selbst das Milieu, aus dem sie kommt, zuvor als bildungsfern charakterisiert hat, schreibt sie sich damit Bildungsambitionen zu. In der Schilderung des Verhältnisses zu den Buchhändlerlehrlingen, die die Begründung des Interesses an der Stelle unterbricht, macht die Erzählerin deutlich, dass diese Ambitionen sogar verteidigt werden mussten. In der Konkurrenz zwischen kaufmännischen Lehrlingen und Buchhändlerlehrlingen wird die jeweilige Nähe zu den Büchern – nicht als Handelsware, sondern als Bildungsgut – als Distinktionsmerkmal in Anspruch genommen. Obwohl sie sich gegen die Abwertung als „geistig minderbemittelt“ wehrt, übernimmt sie mit der zuvor gegebenen Begründung, die Stelle sei wegen der Bücher interessant gewesen, den Wertekanon der Buchhändler. In der Beschreibung der Auseinandersetzung mit den letzteren steht dagegen die Selbstbehauptung gegen die von den anderen vorgegebene Einschätzung und die damit verbundene Hierarchie im Vordergrund. Damit wird das „Sich-zur-Wehr-Setzen“ an sich zum Lernfeld und zu dem, was die Stelle u.a. „interessant“ macht. Mit der Unterscheidung von „wir“ und „die“ ist zugleich eine verstärkte Identifizierung mit der eigenen professionellen Zugehörigkeit verbunden, auch wenn sich diese inhaltlich auf ein von den Vorgaben der anderen abgeleitetes „wir schaffen das auch“ beschränkt. Schon die Notwendigkeit, ein berufliches Selbstbewusstsein zu entwickeln, und der Erfolg, es gegen andere zu verteidigen, ist hier ein Moment der Professionalisierung.

#### 10.2.2.2 Berufskarriere als beständige Horizonsweiterung

In der weiteren Schilderung ihres Übergangs in die Arbeitswelt bringt die Erzählerin dann doch ganz stark die inhaltliche Seite der Tätigkeit ins Spiel:

ja und das war damals auch die Zeit so - Ende der 60er Jahre ehm wo diese ganze ehm IBM Sache anfang mit Holorit und mit Lochkarten damals - und das hat mich also damals sehr fasziniert und da kam ich also während meiner Lehrzeit auch schon mit in - Berührung und ehm dann hab ich gesagt Mensch das isse. dann kriegten wir so n so n einen riesen Raum der total isoliert wurde mit Kühlmaschinen weil da war ne riesen Anlage für die EDV. und das fand ich ganz toll. dann kamen Programmierer ins Haus denen hab ich dann mal über die Schulter gekuckt - uns dann stand für mich Ende der Lehre fest - ich wurde übernommen - klar - was anderes kam gar nicht in Frage - dass ich das auch gerne machen möchte. das wollte aber die Firma nicht - weil sie sagten Programmierer - eh das is ja nochmal ne - ja. ne Ausbildung quasi von anderthalb bis zwei Jahren das lohnt sich nicht in ein junges Mädchen reinzustecken eh die heiraten sowieso bald und kriegen Kinder. und ja da mh bin ich da auch an irgendwelche Grenzen gestoßen dann hab ich gesagt dann will ich das nicht machen (2,50-3,11)

Die Faszination, die die Erzählerin hier beschreibt, speist sich aus der Neuheit und Fremdheit der Technologie und der Aura des Futuristischen und Gigantischen, die sie umgibt. Aus heutiger Sicht bekommt die Beschreibung zusätzlich Züge einer Pioniergeschichte. Was hier beschrieben wird, ist inzwischen kaum mehr vorstellbar, aber gleichzeitig ist klar, dass es der Anfang einer Entwicklung war, die bis heute von größter Bedeutung ist. Das Kuriose der beschriebenen Technologie mindert diese Bedeutung nicht. Die Faszination der Protagonistin bekommt damit auch etwas Prophetisches; ihre Einschätzung „Mensch das isse“ hat sich nicht nur für ihre persönliche Weiterentwicklung, sondern generell historisch bestätigt.

Die Faszination und die damit verbundenen konkreten beruflichen Wünsche stellt die Erzählerin als das Resultat einer „Berührung“ mit der Technologie dar. Sie konstruiert also weniger eine von einer vorhandenen Disposition geleitete Suche nach einer Perspektive, die ihr inhaltlich entspricht, als eine Offenheit für Anregungen aus der Umwelt, aus denen sich ein weiterführendes Interesse entwickelt. Dieses folgt hier noch nicht der Logik der bereits eingeschlagenen kaufmännischen Richtung, denn die Faszination richtet sich eindeutig auf die Technologie. Die Erzählerin konstruiert eine Logik, in der diese Faszination direkt in eine aktive Annäherung („denen hab ich dann mal über die Schulter gekuckt“) und eine eindeutige Handlungsorientierung umgesetzt wird: „dann stand für mich Ende der Lehre fest [...] dass ich das auch gerne machen möchte.“ Für die Entwicklung dieser Handlungsorientierung auf Seiten der Erzählerin werden keinerlei Barrieren thematisiert; der geschilderte Zugang zur technologischen Entwicklung, die sich vor ihren Augen abspielt, ist ein sehr konkreter und sinnlicher, der nicht mit Berührungsängsten konnotiert ist. Die Technologie wird aus der Perspektive der Protagonistin gerade nicht als unzugängliches männliches Territorium dargestellt.

Umso deutlicher wird die Kategorie Geschlecht in der zitierten Reaktion der Firma relevant. Allerdings wird auch hier kein Bezug auf symboli-

sche Aufladungen von Territorien genommen und auch nicht am Frau-Sein der Bewerberin selbst etwa eine mangelnde Fähigkeit festgemacht, sondern es wird eine rein ökonomische Kalkulation vorgenommen, in der ein ‚weiblicher Normallebenslauf‘ zugrunde gelegt wird. Obwohl dies eine offene Diskriminierung darstellt, die zumindest aus heutiger Sicht leicht kritisierbar ist, nimmt die Erzählerin dazu nicht Stellung. Es sieht fast so aus, als würde sie der scheinbar bestechenden ökonomischen Logik ihres Gegenübers folgen, da sie in keiner Weise eventuell vom Standardlebenslauf abweichende individuelle Orientierungen gegen die pauschale Kategorisierung ins Feld führt. Sie leitet allerdings die Konsequenz daraus ab, dem Arbeitgeber, dessen Interesse an ihr sie zuvor verdeutlicht hat, den Rücken zu kehren.<sup>3</sup>

Interessant ist hier besonders die Formulierung „da mh bin ich da auch an irgendwelche Grenzen gestoßen“. Obwohl die Grenze als eine von außen gesetzte und als explizite Geschlechtergrenze zuvor deutlich spezifiziert wurde, wird die Aussage hier vage. Im Vordergrund steht damit endgültig nicht mehr das Aufrufen der Geschlechterkategorie durch die Firma, sondern die Behinderung der Umsetzung beruflicher Pläne oder einer beruflichen Weiterentwicklung an sich. Dass die Erzählerin hier die Grenze benennt und daraus sofort eine Abwendung von dem Arbeitgeber folgert, ohne auch nur mit einem Wort die Möglichkeit zu erwähnen, eine Grenze zu akzeptieren und sich in einer Position einzurichten, ist der Ausgangspunkt für ein Muster, nach dem sie auch im Folgenden ihre Berufstätigkeit als kontinuierliche berufliche Weiterentwicklung konstruiert.

Die Erzählerin beschreibt im Folgenden zunächst eine Stelle in einem Büro, das Lochkarten anfertigt, als Möglichkeit, der formulierten Faszination für Computertechnologie dennoch zu folgen. Damit wird die klare, inhaltlich ausgerichtete Handlungsorientierung wieder aufgenommen. Doch auch hier zeigt sich eine „Grenze“: Die Arbeit ist extrem aufreibend und gefährdet die Gesundheit der Protagonistin. Daraus wird wiederum der Schluss gezogen, eine andere Stelle zu suchen.

dann hab ich da auch gekündigt - ja und dann hab ich eigentlich n - ganz normalen Job in so nem - eh Büro - nee dann war ich noch bei Borkowski in in in Effdorf also auch schon Büro irgendwo das war so ne große Schraubenfabrik - das war aber auch nicht so das Richtige nach dem Vierteljahr hab ich dann eh ne Stelle gefunden in so nem Verkaufsbüro - am Münchener Platz war das früher für Geldschränke. das war ne super Stelle - kam ich drei Wochen zur Einarbeitung nach Süddeutschland nach Gestetten - dann ins Verkaufsbüro Haheim und das war eigentlich sehr schön. da bin ich mit meinem Chef irgendwo hier so - / I: mh / Ibach Zettwald Richtung gefahren wo große Geldinstitute bauten - die eh Geldschränke. in den Keller kriegten. da machte man also diese ganzen Planun-

3 Aus dem Kontext geht hervor, dass die Aussage „dann will ich das nicht machen“ an dieser Stelle so zu verstehen ist und nicht als Abrücken vom Interesse an der Technologie.

gen vom Architekten wo da diese doppelten Räume mit Gängen und und allem gemacht wurde. (3,28-39)

Die Faszination für Technologie als Grundlage einer berufsbezogenen Handlungsorientierung geht hier sozusagen en passant verloren, wird aber schließlich durch etwas anderes ersetzt. Zunächst wird durch die Wortwahl der Erzählerin eine deutliche Kategorisierung von Stellen vorgenommen: Es gibt den „normalen Job“ einerseits und die „super Stelle“ andererseits. Der „normale Job“ im „Büro“ wird als nicht befriedigend dargestellt, ohne dies weiter zu begründen. An der „super Stelle“ wird klarer, was die Leitlinie ist, der die Protagonistin nun folgt, nachdem der Faszination für Technologie nicht weiter nachgegangen werden kann. Die Stelle wird vor allem über die damit verbundene Mobilität qualifiziert. Inhaltlich hat sie mit ehrgeizigen, futuristischen Projekten zu tun, wie es auch bei der „Berührung“ mit der Einführung der Computertechnologie der Fall war.

Darüber wird deutlich, dass die Erzählerin hier einem übergreifenden Muster folgt, das die Überschrift ‚berufliche Entwicklung als beständige Horizonterweiterung‘ tragen könnte. Im Unterschied zu einem Karriere-modell, das eine inhaltliche Kontinuität und eine relativ enge Ausrichtung auf ein definierbares Ziel hat, unterliegt den Beschreibungen der Erzählerin ein Modell, in dem sich ihr inhaltliches Interesse immer wieder auf etwas anderes richten kann. Es kommt darauf an, immer neue Anregungen zu bekommen und, wenn man an „Grenzen“ stößt, in eine andere Richtung weiterzugehen, um wieder einen offenen Horizont vor sich zu haben. Damit lässt sich auch erklären, dass den einzelnen Schritten, von denen die Erzählerin berichtet, zwar deutlich ein intentionales Handlungsschema unterlegt ist, aber wenig Aufmerksamkeit darauf verwendet wird, Kausalitäten zu konstruieren. Der Schritt in die nächste Stelle hat seine Begründung darin, überhaupt weiterzugehen; er wird im Nachhinein als richtig ratifiziert, wenn sich aus der Stelle interessante neue Perspektiven ergeben haben.

Dieses Schema bestätigt die Erzählerin auf Nachfrage auch selbst. Da aus der Haupterzählung in der Interviewsituation die Motivation für den auffällig häufigen Stellenwechsel nicht offensichtlich war, greift die Interviewerin dies im Nachfrageteil auf, in dem auch Raum für abstrakter-reflektierende Selbstauskünfte der Erzählerinnen ist. Frau Cadenberg erklärt ihre Stellenwechsel so:

ja - äh - also immer wenn ich wenn ich äh den Job äh gemacht hatte oder ne Zeit lang gemacht habe und habe - begriffen - wie läuft denn der Hase - dann - war das uninteressant und da hab ich immer gedacht - es muss noch was anderes geben und zum damaligen Zeitpunkt war s überhaupt kein äh - kein Thema n Job jederzeit zu wechseln man hatte Stellen genug ne? - und dadurch - hab ich aber auch - in ganz viele verschiedene Berufe rein - äh - geschnuppert ne? - zum Beispiel mit dieser Geldschrankfirma das fand ich total interessant - erstens mal dass

ich die Einarbeitung da krichte - unten in Gestetten vierzehn Tage dann eine oder anderthalb Wochen in Haheim im Verkaufsbüro das war - da war ich zwar auch schon allein weg aber - ich hab im Hotel gewohnt hatte mein Essen und so also - war da schon ma weg - aber äh - das fand ich auch total interessant oder mein Chef da auf die Baustellen begleiten oder diese Besprechungen da musst ich da mit stenografieren und alles Wichtige mit aufschreiben ne? - das war schon - äh - ja das war was Neues was Tolles und dann irgendwo äh - war es aber nachher so auch da so nach anderthalb Jahren dass ich dachte hm - jetzt weißte auch schon wieder alles und dann - äh - ja dann war das mit meinem Mann auch und dass ich dann dachte - hm - jetzt machen wir noch was anderes dann hab ich reinen Buchhaltungsjob gemacht der war da in Erdorf wieder äh - in so ner Schraubenfabrik in Erdorf - und danach hab ich gedacht so jetzt musste in Einzelhandel wechseln ne? weil da hatt ich dann Industrie Groß- und Außenhandel äh Großhandel und alle alles so durch so dass ich alle Sparten dann des kaufmännischen Lebens so ungefähr mal so hinter mich gebracht hatte ne? (25,21-39)

Die Erzählerin rekonstruiert hier die Logik hinter ihrem Handeln als eine Art beständige Suche nach neuen Anregungen. Wenn sie eine Stelle aufgibt, sobald sie aufgrund der Vertrautheit mit den Arbeitsabläufen und der Routine „uninteressant“ wird, so heißt das positiv formuliert, dass der Maßstab für eine befriedigende Arbeit die immer weitergehende Konfrontation mit Neuem ist. Es geht also nicht um eine gesicherte, immer weiter zu vertiefende Expertinnenschaft in einem begrenzten Bereich, auf die mit einem Aufstieg innerhalb dieses Bereichs aufgebaut werden könnte. Diese Möglichkeit ist in vielen traditionellen Frauenberufen strukturell gar nicht angelegt, auch im Fall der von der Erzählerin beschriebenen Stellen dürfte die Möglichkeit zu einer solchen Karriere im herkömmlichen ‚vertikalen‘ Sinn nicht vorgesehen gewesen sein. Die strukturellen Gegebenheiten der damaligen Arbeitsmarktsituation führt die Erzählerin allerdings als begünstigend für das von ihr präsentierte ‚horizontale‘ Karrieremodell an. Sie geben den Hintergrund dafür ab, dass sogar die Stelle in der Geldschrankfirma als Prototyp einer „interessanten“ Stelle mit hohem Anregungspotential wieder aufgegeben wird. Die Feststellung „jetzt weißte auch schon wieder alles“ und der Verweis auf das Absolvieren „aller Sparten [...] des kaufmännischen Lebens“ legen ein Karrieremodell nahe, das in die Breite geht, also eine beständige Erweiterung des Horizonts vorsieht. Dabei ist das Erreichen eines Überblicks über den institutionell festgelegten ‚Kanon‘ der einzelnen Sparten des Berufsfeldes nicht unbedingt das Ziel, sondern bietet immer wieder einen Anlass, nach einem neuen Bereich zu suchen.

### 10.2.2.3 Ehe und Familie im Kontext der beruflichen Entwicklung

Über die Dynamik des beschriebenen alternativen, nicht-linearen Karrieremodells erscheint die gesamte biographische Konstruktion der Erzählerin über weite Strecken als ‚verberpflicht‘. Der Kontext Berufs-Leben liefert den dominanten Erzählfaden und die Perspektive, aus der alles andere betrachtet wird. Die Orientierung am roten Faden des Berufs-Lebens ist so weitgehend, dass andere Lebensbereiche zunächst nur in diesem Kontext auftauchen, z.B. als ein Faktor für die Richtung der weiteren beruflichen Entwicklung. So verhält es sich auch mit der Beziehung zum späteren Ehemann:

das war also n toller Job [die Stelle in der Geldschrankfirma, C.T.] - ja das hab ich so - zwei Jahre gemacht - und dann lernte ich meinen Mann kennen. und - tjä. der hatte die hatten hier früher n Einzelhandelsgeschäft im Eisenwaren und Haushalt Hausrat - und dann kam so die Überlegung hm. eh - irgendwas musste mal anders machen. bist jetzt immer nur im ja - im Industrie oder so gewesen - und dann eh hab ich noch n Jahr lang in Erdorf in so ner Schraubenab- eh Fabrik in der Buchhaltung gearbeitet - und dann wurd das so n bisschen ernster mit uns dass wir sagten hm. es könnte sein dass wir vielleicht mal heiraten oder zusammenziehen und dann bin ich in Habeck bei Falkner angefangen das is n Geschäft in der Peterstraße gibts heute noch. Bürobedarf und Büroeinrichtungen und Geschenkartikel - da - um einfach dann hab ich damals gesagt so. wenn ich in Einzelhandel muss dann muss ich mich ja auch an irgendwelche eh anderen Geschäftszeiten. ich war das immer gewöhnt morgens früh um sieben anzufangen und halb fünf oder vier hatt ich Feierabend. so das war immer ne tolle Woche - so. dann hieß es so. wenn du in Einzelhandel gehst dann machste morgens erst um neun den Laden auf und der geht bis abends halb sieben - und dann bin ich bei Falkner angefangen - und hab dort gearbeitet eh um mich so n bisschen an den Einzelhandel zu gewöhnen. ist natürlich auch immer ne Umstellung ob man irgendwo im Büro arbeitet oder - ob man Kunden bedienen muss ne? (3,39-4,4)

Der spätere Ehemann der Erzählerin wird hier nicht nur ausschließlich im Kontext ihrer beruflichen Laufbahn eingeführt; mit seiner Erwähnung ist auch keine verstärkte Bezugnahme auf einen anderen Konstruktionskontext – bevorzugt wäre hier an den des Zusammen-Lebens zu denken – verbunden. Allerdings wird die Geschichte der beruflichen Entwicklung unter einem anderen Vorzeichen fortgeführt. Das „Einzelhandelsgeschäft“ der Familie des Freundes und die ganz selbstverständliche Implikation, später in dem Familienunternehmen mitzuarbeiten, sind der Anlass für eine berufliche Umorientierung. Dabei formuliert die Erzählerin den Zusammenhang von Beziehung und beruflicher Umorientierung eher vage; besonders die Entwicklung der Beziehung wird nur sehr zögerlich beschrieben, und in den Formulierungen bleibt die Benennung der handelnden Subjekte unklar („dann kam so die Überlegung hm.“, „dann wurd das so n bisschen

ernster mit uns dass wir sagten hm.“). In der Beschreibung der Stellenwechsel setzt sich dagegen der gewohnte Duktus der Zielstrebigkeit fort. Allerdings wird die Stellenauswahl, bei der zuvor die innere Logik der beständigen Horizonterweiterung vorherrschte, diesmal mit einer explizit instrumentellen und externalisierten Logik mit Blick auf das Familienunternehmen des Freundes verbunden. Dies kommt insbesondere in den Zitaten in direkter Rede zum Ausdruck, bei denen nicht klar ist, ob die Erzählerin sich selbst oder eine andere Person sie in der zweiten Person anspricht und klare Forderungen an sie stellt („irgendwas musste anders machen“, „dann machste morgens erst um neun...“).

Diese sehr weitgehende Übernahme möglicher von außen kommender Ansprüche und die deutliche Vorwegnahme des „Eingewöhnens“ in eine zukünftige Situation steht in eigenartiger Spannung zu der vagen Beschreibung der Beziehung zum späteren Ehemann. Dies hängt möglicherweise damit zusammen, dass im Kontext des Berufs-Lebens, der hier klar dominiert, kein Platz für eine romantischere Variante der Geschichte vom Beginn der Partnerschaft ist.

Die eigenartige Distanziertheit bei der Darstellung der weiteren Entwicklung der Beziehung gipfelt in der Formulierung „und dann wird das immer so n bisschen fester unsere Beziehung - und dann hieß es ja doch wir heiraten“ (4,6f). Die Erzählerin als Subjekt dessen, was hier passiert, verschwindet nahezu vollständig. Die Entwicklung der Beziehung wird als etwas dargestellt, das sozusagen von selbst geschieht, und der Beschluss zu heiraten wird zunächst einem unpersönlichen „es“ und dann einem „wir“ in den Mund gelegt. Das hat vermutlich zum einen damit zu tun, dass die geplante Heirat hier ganz klar als ein Faktor ins Spiel kommt, der die in der Erzählung im Vordergrund stehende berufliche Laufbahn der Protagonistin entscheidend beeinflusst. Die Verlobung wird nämlich als Anlass für eine Art halbjähriges Praktikum eingeführt, das die Protagonistin auf Initiative ihres späteren Mannes in der Firma seines Studienkollegen absolviert; die Heirat wird in einem Atemzug mit dem Einstieg in den Familienbetrieb genannt („ja und dann haben wir im September geheiratet - und dann durft ich hier in den in seinen elterlichen Laden einsteigen“ 4,19f).

Dass die Entwicklung der Beziehung derartig in den Hintergrund und die sorgfältige Vorbereitung auf die Aufgaben im Familienbetrieb des zukünftigen Mannes so in den Vordergrund gestellt werden, hat aber möglicherweise auch noch einen anderen erzählstrategischen Grund. Mit der Ernsthaftigkeit des Sich-Einlassens auf die mit der Heirat verbundene berufliche Perspektive dokumentiert die Erzählerin, dass sie tatsächlich die Absicht hatte, verantwortlich und professionell in das Familienunternehmen als gemeinsames Projekt „einzusteigen“, eben nicht nur ‚mitzuarbeiten‘. Dies erlangt seine Bedeutung vor allem im Zusammenhang des weiteren Schicksals des Familienunternehmens, das im Anschluss ausführlich

geschildert wird. Die Erzählerin begründet sorgfältig die Entscheidung des jungen Ehepaares, das Geschäft kurz nach der Heirat wegen einer absehbaren ökonomischen Krise aufgrund eines Standortnachteils und der Misswirtschaft der Schwiegereltern aufzugeben. Damit einher geht ein zeitweiliger Bruch mit den Schwiegereltern. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass die Erzählerin zuvor so viel Wert darauf legt, ihr schon im Voraus an den Tag gelegtes Engagement für das Familienunternehmen zu betonen.

Im Zusammenhang der Geschäftsaufgabe macht sie jedoch auch noch ein anderes Argument stark:

zumal dann die Thea kam nach anderthalb Jahren - und dann hab ich mir überlegt - eh es kann nicht sein - dass ich ein Kind habe und muss dieses Kind von andern Leuten erziehen lassen. weil ich hab die hier so immer im Laufstättchen gehabt und bin immer wieder in Laden. und immer zwischendurch rein und raus. (4,28-31)

Auch die älteste Tochter wird, wie zuvor der Ehemann, im Kontext des Berufs-Lebens eingeführt. Allerdings geht damit einher, dass die Erzählerin zum ersten Mal näher auf den Kontext Zusammen-Leben eingeht. Die folgenden Passagen drehen sich um die Etablierung eines arbeitsteiligen Kleinfamilienmodells an Stelle des Familienbetriebs. Wie in dem obigen Zitat schon anklingt, stellt es die Erzählerin als ihr Projekt dar, den Bereich der Kinderbetreuung als eigenständigen Verantwortungsbereich für sich selbst erst zu schaffen (vgl. dazu die ausführliche Interpretation in 9.3.2.3). Hier formuliert sie sozusagen eine Legitimation dafür, ihre Arbeitskraft und Zeit direkt ihrem Kind zukommen lassen zu können und benutzt dies als Argument für die Aufgabe des Geschäfts.

Für die weitere biographische Konstruktion werden damit auch die Logiken des Kontexts Zusammen-Leben relevant; der dominante Erzählfaden bleibt jedoch zunächst der der Berufsbiographie. Die Erzählerin thematisiert ihre Familienphase vor allem als eine Zeit, in der sie versucht, den Anschluss an die Entwicklung der Bürotechnik zu halten und geht dann ausführlich auf ihren beruflichen Wiedereinstieg ein. Dabei kommen schon konkurrierende Logiken von Berufs-Leben und Zusammen-Leben zur Sprache und treiben in ihrer spannungsreichen Verschränkung die Geschichte voran.

ja. und als dann die Nicole in die Schule kam - hab ich natürlich ne lange Pause gehabt das waren fast zehn Jahre - hab ich dann eh wieder angefangen zu arbeiten. das - war dann also ganz pra- passend dass ich vormittags gearbeitet habe - wenn die Nicole in der Schule war - und Thea war dann ja auch schon bisschen größer die haben dann ihren Schlüssel bekommen und - selbst wenn - als Nicole eh - in Kindergarten - nee die kam grad in die Schule - dann hab ich auch gesagt wenn de mal ne Stunde alleine hier bist wir hatten immer Mieter früher hier

im Haus / I: mh / ne? es is jemand da also das ist nicht schlimm - und eh - ja. da bin ich wieder so von vormittags von acht bis zwölf arbeiten gegangen war mittag immer wieder zu Hause wenn die Kinder da waren - und eh muss ich sagen das eh war auch wieder ne schöne Zeit dass man wieder rein kam - / I: mh / war aber auch nicht ganz leicht diesen Job zu kriegen. weil man einfach man wurde so n bisschen abgeschoben nach dem Motto sie waren ja zehn Jahre nicht im Beruf. / I: mh / sie wissen das gar nicht. na dann bin ich bei so ner kleinen so ner kleinen Fotofirma gearbeitet hab die Buchhaltung da gemacht (5,23-39)

Verglichen mit den Passagen, in denen die Erzählerin über frühere Abschnitte und Stellenwechsel in ihrer beruflichen Laufbahn spricht, erscheint diese wesentlich komplexer. Es sind mehrere Hintergrundkonstruktionen eingebaut, über die deutlich gemacht wird, in welcher kompliziertes Bedingungsgefüge die Wiederaufnahme einer Berufstätigkeit eingelassen ist. Da ist zunächst das institutionelle Ablaufmuster der Schullaufbahn, in das die Töchter eingebunden sind, und das zugleich auf der Ebene des Alltags den zeitlichen Rahmen für die Organisation des Zusammen-Lebens absteckt. Auch wenn letzteres nach dem Modell der bürgerlichen Kleinfamilie mit einem berufstätigen Vater und einer für die Kinder zuständigen Mutter angelegt ist, spielen mit den nachbarschaftlichen Infrastrukturen auch noch andere Bedingungen eine Rolle.

Diesen Strukturen des Zusammen-Lebens stehen im Kontext des Berufs-Lebens andere, teilweise konträre Logiken gegenüber. Die Erzählerin beschreibt in einer weiteren Hintergrundkonstruktion einen Selektionsmechanismus, der ihren Plänen entgegensteht. Arbeitgeber legen als Maßstab für die Eignung einer Bewerberin eine kontinuierliche Berufstätigkeit zugrunde. Die Zurechnung von Qualifikation oder fachlichem Wissen wird an der zeitlichen Gestalt einer linearen Berufsbiographie festgemacht, womit der Protagonistin der Zugang zum Arbeitsmarkt erschwert wird. Anders als im Zusammenhang der Regelung des Zusammen-Lebens wird hier keine Problemlösung dargestellt; diese liegt schlicht nicht in der Hand der Protagonistin. Dennoch steht am Ende der Passage die Nennung einer Tätigkeit. So schließt sie, nach dem Umweg über die diversen Hintergrundkonstruktionen, wieder an die anfängliche Auskunft an, die Protagonistin habe „wieder angefangen zu arbeiten“.

Die Erzählerin führt dann ihre berufliche Entwicklung bis zum Zeitpunkt des Interviews weiter aus und beendet sie mit einer positiven Evaluation ihrer aktuellen Stellensituation. Erst als das Thema Berufskarriere damit sozusagen abgeschlossen ist, widmet sie sich ausführlicher dem Kontext Familie.

### 10.2.2.4 Pädagogisch-professionelle Perspektive auf die eigene Kindheit

Zusätzlich zu dem Stellenwert, den das Berufs-Leben für die Strukturierung der gesamten Biographie bekommt, dokumentiert sich in Monika Cadenbergs Erzählung auch ein Anspruch auf Professionalität in Zusammenhängen, die nichts mit einem Erwerbsarbeitsverhältnis oder formalen beruflichen Qualifikationen zu tun haben. Dies geschieht vor allem, indem sie eine ganz bestimmte Perspektive auf die Erfahrungen einnimmt, die sie rekonstruiert. Diese Perspektive etabliert die Erzählerin schon am Interviewanfang in der Art, wie sie über ihre Kindheit spricht:

also meine Lebensgeschichte - ja. ich bin also eh groß geworden in Erdorf und wir haben ein großes Haus gehabt mit einem kleinen Haus daneben son (genanntes) Bauernhaus mit so nem Kötterhaus - mh als ich klein war wohnten dort fremde Leute - und ich hab n älteren Bruder - und ich bin eigentlich nur groß geworden mit - Tieren sagen wir mal wir hatten immer n Hund ich hatte immer drei oder vier Katzen - und ich weiß dass meine Mutter mal versucht hat mich in Kindergarten zu geben - und dann hab ich geweint was ja eigentlich auch normal ist - da meine Mutter aber nicht viel Zeit hatte hat sie gesagt gut. das Kind ist nicht geeignet fürn Kindergarten also bleibts zu Hause. das im Nachhinein hab ich das natürlich einschätzen können dass das wohl nicht die richtige Reaktion war. also von daher kann ich sagen ich ich - ich bin nicht in einem sozialen Umfeld mit Kindergarten oder so groß geworden. (1,18-27)

Vor der Kulisse eines bäuerlichen Wohnumfeldes werden hier zunächst Personen eingeführt, die über die Distanz zur Erzählerin qualifiziert werden: Die Nachbarn sind „fremd“, der Bruder ist „älter“. Die Formulierung „ich bin eigentlich nur groß geworden mit - Tieren“ hebt nicht den positiven Aspekt des Kontakts zu Tieren hervor, sondern problematisiert eher die mangelnden Kontakte zu Menschen. An diese implizite Problemformulierung schließt direkt die Episode vom misslungenen Versuch der Mutter, die Protagonistin in den „Kindergarten zu geben“ an. Es ist zu vermuten, dass die Episode eine aus zweiter Hand ist; vor allem macht die Erzählerin darin ihre aktuelle, reflektierte Position zu dem damaligen Problem deutlich. Der Kindergarten erscheint sozusagen als das geeignete Korrektiv für die mangelnden sozialen Kontakte des Kindes; dass die Mutter ihren Versuch nicht durchgehalten hat, wird „im Nachhinein“ kritisiert. Die Erzählerin macht in ihrer Bewertung der geschilderten Situation vor allem ihre Expertise zu Fragen der Kindererziehung deutlich. Sie qualifiziert das Weinen als „normal“ und die Reaktion der Mutter als „nicht die richtige“. Der Expertise der Mutter, die ihre Entscheidung mit Bezug auf das ebenfalls pädagogisch-theoretische Konzept der Eignung begründet, setzt die Erzählerin ihre Expertise entgegen, die an ‚modernerer‘ Normen pädagogischer Intervention orientiert ist. So ist der Kindergarten keineswegs nur

eine Einrichtung zur Betreuung von Kindern; da die Mutter „nicht viel Zeit“ hatte, wäre es nur konsequent gewesen, den Kindergarten als solche zu nutzen. Wenn Zeit investiert werden muss, um ein Kind „in den Kindergarten zu geben“, so ist die Überantwortung des Kindes an die Institution noch mit anderen Zielen verbunden. Hinter dem Konzept des Kindergartens, das die Erzählerin hier vertritt, steht also die Idee einer im Lebenslauf wichtigen Sozialisations- und möglicherweise Bildungsinstanz. Darauf deutet besonders die Formulierung hin, die Protagonistin sei „nicht in einem sozialen Umfeld mit Kindergarten oder so groß geworden“, womit durchaus ein Mangel konstatiert wird.

In dieser markanten Wortwahl und der reflexiven Distanz, mit der die Erzählerin die Episode schildert – der Mutter werden keine Vorwürfe gemacht, es ist auch nicht von Erfahrungen des Leidens unter dem Mangel die Rede – kommt eine bestimmte Perspektive der Erzählerin auf das Erzählte zum Ausdruck, die als eine quasi pädagogisch-professionelle bezeichnet werden kann. In ihrer Schilderung vertritt die Erzählerin am nachdrücklichsten weder ihre eigene, ‚kindliche‘ Position noch die der Mutter, sondern die der Institution Kindergarten, und es werden Normalitätskonzepte herangezogen, die in solchen pädagogischen Kontexten ihre Verortung haben.

Noch deutlicher wird die Funktion solcher Normalitätskonzepte für die Entwicklung der Erzählung im weiteren Verlauf des Interviews. In Bezug auf ihre Schulzeit markiert die Erzählerin das „Problem“ unterschiedlicher „Interessen“ zwischen ihr und ihren MitschülerInnen (1,33ff), das sie darauf zurückführt, selbst „Freiheit gewöhnt“ gewesen zu sein. Daran schließt sie eine sehr lebendige und detaillierte Schilderung vom Spielen im Freien an, die folgendermaßen resümiert wird:

von daher kann ich nur sagen - hab ich ne super Kindheit gehabt die die offen war die frei war - eh gut. es fehlten vielleicht die sozialen Kontakte zu zu Gleichaltrigen / I: mh / weil ich immer so auf die Freunde meines Bruders fixiert war - hab mich mit denen auch herrlich geprügelt also das - war also richtig toll - eh also von daher kann ich sagen wars gut. (1,43-48)

Hier konkurrieren wiederum unterschiedliche normative Konzepte: Auf der einen Seite stehen Ideale einer „freien“ Kindheit, auf der anderen Vorstellungen davon, was die ‚richtigen‘ oder ‚notwendigen‘ sozialen Kontakte sind. Die Erzählerin problematisiert in zweierlei Hinsicht die Kontakte, die sie selbst hatte. Hinter dem Mangel an Kontakten zu „Gleichaltrigen“ könnten pädagogische Konzepte wie das der Peer Group als Entwicklungsinstanz stehen; das „Fixiert“-Sein auf die Freunde des Bruders fällt als Abweichung von der ‚normalen‘ Bildung gleichgeschlechtlicher Gruppen und Freundinnenpaare auf. Der fast pathologisierenden Benennung dieser letzteren Abweichung setzt die Erzählerin zwar wieder eine sehr affirmierende und positive Bewertung entgegen, doch die Bezugnahme auf die pä-

dagogisierend formulierten Normen bringt eine Spannung und Ambivalenz in die Evaluation der Kindheit. Auch hier ist es sehr deutlich, dass sich die Erzählerin über die Einnahme einer professionellen Perspektive in eine reflektierte Distanz zu ihren Erfahrungen begibt und damit zugleich offensiv ihren Expertinnenstatus behauptet.

#### 10.2.2.5 Pädagogische Professionalität als generelle Perspektive auf unterschiedliche Lebensbereiche

Diese Perspektive, die bei den Schilderungen der Ausbildungs- und Berufslaufbahn kaum eine Rolle spielt, kommt im Zusammenhang verschiedener Geschichten zunächst aus dem familiären Umkreis der Erzählerin wieder zum Tragen. Wie bereits erwähnt, widmet sie sich der Schilderung familiärer Beziehungen erst intensiver, nachdem sie die ihres beruflichen Wiedereinstiegs mit der positiven Evaluation der aktuellen Situation beendet hat. Sie schließt daran einen ihr berufliches Engagement legitimierenden Vergleich mit dem Leben ihrer Mutter an („so ne Erfüllung wie ich meinetwegen im Beruf gehabt hab die hat sie nie gehabt.“), über den sie schließlich zu dem andauernden Konflikt zwischen ihrer Mutter und der Familie ihres Bruders kommt, der auch im Interview mit Grete Claussen eine große Rolle spielt. Zu diesem Konflikt nun positioniert sich die Erzählerin, indem sie ihre Beziehung zu der Frau ihres Bruders an einem konkreten Streitfall festmacht, bei dem sie die Schwägerin aus ihrer pädagogisch-professionellen Haltung heraus kritisiert und disqualifiziert:

ich muss sagen mit dieser Frau hab ich mich von Anfang an nicht verstanden - weil - sie war sehr herrschsüchtig wollte immer bewundert werden - und was mir überhaupt nicht gefallen hat war - dass sie ihre Söhne und meinen Neffen meinen - richtigen Neffen - da hieß es von Anfang an - jeder kriegt ein Zimmer - und in jedes dieser Zimmer kommt ein Fernseher und da haben die abends ab sechs Uhr zu verschwinden weil der Gerd und ich müssen uns erst noch kennen lernen und die haben dort zu essen. die kriegten ihr Essen abends und wurden in die Zimmer abgeschoben die waren mein Neffe war sechs - ihr eigener Sohn der war fünf und der andere war acht. - dann hab ich gesagt Rita - ihr seid ne Familie. - was soll das ne? nein misch dich da nicht rein das ist meine Entscheidung so. gut. das waren so - die ersten Kräche und dann - gab es das eskalierte immer mehr weil eh wenn wir die mal besuchten hieß es wir - Erwachsenen reden - die Kinder gehen dahin und kucken Fernsehen. und die wurden also permanent abgeschoben was ich überhaupt nicht verstanden habe wo ich gesagt habe - warum machen wir nicht n Spiel mit den Kindern. nein die können alleine spielen. also das hat sie nie gemacht und da hab ich mich ständig am Anfang mit ihr gefetzt und hab da bin ich / I: mh / nicht mit einverstanden und das ist nachher so eskaliert dass ich sage - mit der Frau brauch ich keinen Kontakt mehr (10,14-30)

Die Charakterisierung der Schwägerin („herrsüchtig“ etc.), die die Erzählerin hier zunächst vornimmt, liefert zwar eine Begründung für die

Schwierigkeit der Beziehung. Diese könnte jedoch leicht als eine subjektive und parteiliche Einschätzung der Erzählerin abgetan werden und wird nicht weiter erzählerisch eingeholt. Den Nachweis dafür, dass die Ablehnung der Schwägerin berechtigt ist, führt die Erzählerin anhand einer Episode, in der sie den Umgang der Schwägerin mit den ihr anvertrauten Kindern schildert. Dabei führt die Erzählerin ‚Verstöße‘ gegen das an, was gemeinhin als pädagogisch richtig anerkannt ist, z.B. die häufig vertretene Ansicht, dass Kinder nicht zu viel fernsehen sollten oder dass ihnen ein Familienleben geboten werden muss. Mit der Formulierung, die Schwägerin habe die Kinder „abgeschoben“, zitiert die Erzählerin ein schwerwiegendes, im Mütterlichkeitsdiskurs fest verankertes Verdikt. Während sie die Schwägerin damit sozusagen eines pädagogisch fragwürdigen Umgangs mit den Kindern bezichtigt, positioniert sie sich selbst als Anwältin der Kinder und betont die eigene Fähigkeit zu einer reflektierten und intentionalen erzieherischen Aktivität.

Sie greift damit das an anderer Stelle formulierte Programm „dafür hab ich mir n Kind angeschafft dass ich das erziehen kann. dass ich sehe was da kommt. und dass ich etwas fördern kann“ auf (vgl. 9.3.2.3). In der vorliegenden Episode wird dieses eigene Programm in einer arrangierten Interaktion zwischen Kindern und Erwachsenen konkretisiert, die der Position der Schwägerin (die mit der Separierung der kindlichen und erwachsenen Sphären im Prinzip nur ein anderes pädagogisches Programm formuliert) überlegen ist. Indem die Erzählerin mit ihrer Programmatik pädagogische Expertise demonstriert, kann sie die Schwägerin einer aus dieser Perspektive nachweislichen Fehlhaltung überführen.

Eine ähnlich wichtige Funktion hat die Einnahme einer pädagogisch-professionellen Perspektive bei der Selbstpositionierung der Erzählerin gegenüber ihrem Vater. Die Beziehung zu ihm während ihrer Jugend schildert die Erzählerin – wenn auch liebevoll-ironisierend – als problematisch; sie berichtet von unbeholfenen Kontrollversuchen, hinter der sie die Angst des Vaters vor einer ungewollten Schwangerschaft seiner fast erwachsenen Tochter und die Unfähigkeit zu einer richtigen Aufklärung sieht. In diesem Zusammenhang macht sie jedoch mit einem verständnisvollen Gestus vor allem die Hilflosigkeit des Vaters zum Thema und kommt darüber zu einer Auseinandersetzung mit seiner Traumatisierung durch die Kriegsgefangenschaft. Damit vollzieht sie insgesamt einen Wechsel der Erzählperspektive. Die Perspektive wird von der zuvor rekonstruierten ‚jugendlichen‘ zu einer ‚erwachsenen‘, indem wiederum eine pädagogische Position eingenommen wird.

Aus dieser Position heraus schildert die Erzählerin im Anschluss einen Prozess, in dem der Vater sich in einem von der Tochter arrangierten Setting seinen Kriegserinnerungen stellt. Dem Kontakt mit jungen Menschen aus Russland, die im Rahmen eines Austauschprogramms bei der Protago-

nistin zu Gast sind, schreibt die Erzählerin rückblickend eine therapeutische Wirkung zu:

aber - ich muss sagen er hat - im Nachhinein durch durch unsere Leute die wir ja aufgenommen haben danach haben wir einen jungen Mann aus Sibirien hier gehabt - hat er glaub ich so n bisschen Frieden damit geschlossen. / I: mh / ja? und und konnte damit da drüber reden. auch über die schlimmen Ereignisse die er dort gesehen hat die er - jahrelang wirklich im ganz tiefen Inneren eh verborgen hat ne? / I: mh / und das ist also erst aus ihm rausgekommen als er alt war. dann hat er das verkraftet. was er uns als Kinder erzählt hat war immer - ah wir sind da und da hin und haben das und das Dorf erobert da hat er sich so als - als Held irgendwie gefühlt. ne? was er nachher überhaupt nicht mehr gemacht hat ne? das das andere hat der glaub ich alles so verdrängt und hat immer nur so das Positive noch rausgeholt und das Negative hat er ganz tief in sein Innerstes zurückgeschickt ne? aber das ist so die letzten Jahre so n bisschen aus ihm rausgekommen. (17,46-18,8)

Die Erzählerin wertet hier sozusagen das Ergebnis ihrer Intervention aus. Was zunächst bezeichnet wird als „Frieden schließen“ mit der Vergangenheit, wird dann mit psychologisierenden Konzepten differenzierter beschrieben: Die Erzählerin operiert hier vor allem mit dem Konzept der Verdrängung, das sie auch explizit benennt. Es wird zunächst alltags-sprachlich formuliert: Der Vater habe alles Negative „ganz tief im Innern eh verborgen“, um seine Selbstdarstellung als „Held“ aufrecht zu erhalten. Die therapeutische Wirkung der Begegnung mit den russischen Gästen (es ist an anderer Stelle noch von weiteren die Rede) bringt die Erzählerin mit dem Sprechen über die negativen Erinnerungen in Verbindung. Was der Vater zuvor aktiv „in sein Innerstes zurückgeschickt“ hat, ist dadurch nun „aus ihm rausgekommen“, als hätte es sozusagen schon darauf gewartet. Die Erzählerin geht damit von einer Eigendynamik des Verdrängten aus, die sozusagen zur ‚Heilung‘ führt, wenn es nur an die Oberfläche kommen kann. Das bloße Zulassen der Erinnerungen und „die schlimmen Ereignisse“ und das „drüber reden“ zeigt schon die Wirkung, dass der Vater schließlich „das verkraftet“ hat.

Wenn auch das ‚therapeutische‘ Modell, das die Erzählerin hier anwendet, stark vereinfacht ist, so kann sie damit doch als kompetente Begleiterin und vor allem auch professionell-distanzierte Evaluatorin eines erfolgreichen Veränderungsprozesses fungieren. Aus dem hier konstruierten Zusammenhang, in dem einem bloßen Sprechen über Negatives, das sonst „verdrängt“ wird, eine therapeutische Wirkung zugeschrieben wird, leitet die Erzählerin im Folgenden eine Programmatik ab, die sie generalisiert und auf andere Bereiche überträgt:

ich denke wenn einer das nur so in sich reinfisst das kanns auch nicht sein. also ich denke es ist schon wichtig drüber zu reden ne? also das - hab ich unsern Kin-

dern auch immer beigebracht. hab gesagt reden reden reden. und auch über die Schularbeiten - mittags gabs hier immer Protokoll. was habt ihr heute gemacht. und in dieser Stunde wo die mir das erzählt haben - haben die ihre ganze - ihre ganzen Lektionen von morgens erzählt so. wussten sie alles. so. / I: mh ja./ hatten die halben Schularbeiten gemacht ne? also spielerisch irgendwo ne? aber - dann hab ich gesagt so. jetzt könnt ihr Schularbeiten machen und das ging. das ging also - ich denke es is ne eh Sache - man kann Kinder irgendwie locken oder auch andere Leute auch irgendwie locken indem man sagt erzähl das mal. und dann - fra\_ merkt man ja auch haben dies kapiert oder ich hab mal nachgefragt und hab gesagt warum - warum ist das denn so und so. dann haben die es mir erklärt also - haben sies verstanden ne? und eh - ich denke wenn das heute mal manche Eltern mit ihren Kindern machen würden dann hätten wir nicht so ne große Misere ne? ich krieg das also täglich - täglich mit hier - mh unsere tolle Pisastudie ne? eh dass sich junge Leute bei uns bewerben wo man - wo man wirklich Angst kriegen kann. wirklich Angst kriegen kann. es ist nicht so - eh dass dass wir nicht ausbilden wollen - die bewerben sich mit eh Deutsch und Mathe haben wir gesagt muss mindestens drei sein. da haben wir haben wir keine drei Leute gehabt unter über hundert Bewerbungen ja? (18,28-45)

Die Erlebnisse mit dem Vater werden als ein Erfahrungsschatz konstruiert, aus dem eine auf andere Kontexte übertragbare Regel abgeleitet wird. Auf den Punkt gebracht lautet sie: „reden reden reden“. Beim Transfer auf die Situation, in der die Kinder das „Protokoll“ über ihren Schultag abgeben, ist der ursprüngliche Kontext und der Zusammenhang mit etwas Negativem, dass jemand „nur so in sich reinfrisst“, schon kaum mehr von Bedeutung. Die Erzählerin weist aber die Wirksamkeit des Prinzips nach, indem sie einerseits die positiven Auswirkungen seiner Anwendung anführt und andererseits theoretische Ausführungen über die dahinterstehende Wirkungsweise macht: Einen Lerninhalt wiederzugeben oder ihn zu erklären erleichtert zugleich seine Aneignung. Diese Theorie, warum „reden reden reden“ ein wichtiges Prinzip ist, hat nun mit dem therapeutischen Konzept, demzufolge das Zutagefördern von Verdrängtem im Sprechen eine positive Wirkung hat, eigentlich nichts mehr zu tun. Dennoch weist sich die Erzählerin mit dem virtuellen Transfer des Prinzips als Expertin im Umgang mit kommunikativen Situationen aus. Denn der Transfer setzt einen hohen Abstraktionsgrad des Prinzips voraus und zieht theoretische Ausführungen nach sich, mit denen die Erzählerin ihre Expertise untermauern kann.

Diese ist wiederum die Basis für eine weitere Ausweitung der Gültigkeit des Prinzips „reden reden reden“: Die Erzählerin verleiht ihm mit dem Verweis auf „unsere tolle Pisastudie“ sogar eine bildungspolitische Tragweite. Indem sie Eltern vorwirft, nicht mit ihren Kindern über ihre Schularbeiten zu sprechen, bietet sie gleichzeitig ihre Form des Umgangs damit als ein Rezept an, um ein Problem mit gesellschaftlicher Tragweite lösen zu können. Sie nimmt damit für sich eine sehr weitgehende Urteilsfähigkeit in Anspruch, deren Basis die zuvor konstruierte Expertise in pädago-

gischen Fragen ist. Wiederum spricht sie aus der Position einer Professionellen, die ihr Handeln reflektiert, theoretisch untermauert, seinen Erfolg begründen und seine Prinzipien auf andere Handlungsfelder übertragen kann.

Allerdings verliert die Darstellung bei der Übertragung des Prinzips auf gesamtgesellschaftliche Fragen zwangsläufig ihre Differenziertheit; der „Misere“, die die Erzählerin wiederum unter Berufung auf unmittelbare eigene Erfahrungen beschreibt, wird ihre Diagnose nicht mehr gerecht. Umso massiver gerät die Darstellung der Missstände („wo man wirklich Angst kriegen kann“), um den diagnostizierten Handlungsbedarf im Sinne des eigenen Lösungsrezepts zu untermauern.

Während jedoch die Selbstdarstellung als pädagogische Professionelle durch das rasante Tempo der Argumentation an Glaubwürdigkeit verliert, schließt die Erzählerin mit dem Kontextwechsel in den Bereich ihrer Berufstätigkeit hier wieder den Kreis. Sie macht Wissen, das sie aus dem Bereich der Familienarbeit bezieht, anschlussfähig für ihre Tätigkeit als Mitarbeiterin in einer Personalabteilung. Es wird nicht nur bestätigt, dass der Anspruch „dafür hab ich mir n Kind angeschafft dass ich das erziehen kann. dass ich sehe was da kommt. und dass ich etwas fördern kann“ (7,3ff) auf professionelle Weise eingelöst wurde; die dabei erworbene Erfahrung ist auch nutzbar, um Probleme, die bei der Arbeit in der Personalabteilung auftauchen, wenn auch nicht lösbar, so zumindest deutbar zu machen und sie einordnen zu können. Damit werden die beiden beschriebenen Stränge des Berufs-Lebens – die Karriere im Rahmen beruflich organisierter Arbeit und die Konstruktion einer pädagogischen Professionalität im Privatleben – wieder zusammengeführt.

### 10.2.2.6 Resümee

Monika Cadenberg präsentiert eine in hohem Maße ‚verberuflichte‘ Biographie. Bei ihr werden die Berufstätigkeit und die Einbindung in die entsprechenden institutionellen Strukturen – etwa das institutionelle Ablaufschema der Ausbildung und des Eintritts in den Arbeitsmarkt oder die Regeln des Arbeitsmarkts an sich – zu einem maßgeblichen Kontext, von dem aus die Biographie insgesamt konstruiert wird. Die berufliche Laufbahn bildet zunächst den wichtigsten ‚roten Faden‘ der Lebensgeschichte. Eine qualifizierte Berufsausbildung zu machen, wird als biographisches Projekt konstruiert, das auch trotz Bildungsbenachteiligung und gegen familiäre Widerstände verfolgt wird. Dabei ist weniger ein inhaltliches Interesse an einem ganz bestimmten Beruf wichtig als die biographische Akteurinnenschaft an sich: Es geht darum, Initiative zu ergreifen, Entscheidungen zu treffen und sich durchzusetzen.

Die sich anschließende berufliche Karriere folgt nicht einem Muster, das eine Spezialisierung innerhalb des Tätigkeitsbereiches oder einen Auf-

stieg in der Hierarchie des Unternehmens vorsieht. Sie wird vielmehr nach dem Modell einer beständigen Horionterweiterung konstruiert. Statt ‚auf der Karriereleiter nach oben‘ geht die Protagonistin in die Breite, indem sie sich immer wieder neue Tätigkeitsfelder erschließt. Die Idee der Horionterweiterung ist zwar schon beim Thema Bildung angelegt, sie wird jedoch insbesondere in dem Moment relevant, wo die Erzählerin sich durch ihren Arbeitgeber mit „Grenzen“ konfrontiert sieht, die ganz klar Geschlechtergrenzen sind. Die Etablierung des ‚horizontalen‘ Karrieremodells hat also mit strukturellen Gegebenheiten zu tun, denen die Protagonistin als Frau auf dem Arbeitsmarkt ausgesetzt ist. Hier spielt vermutlich nicht nur die fehlende Bereitschaft des Arbeitgebers, die Karriere einer Frau in seinem Unternehmen zu fördern, eine Rolle, sondern auch die geringen Aufstiegschancen, die mit dem insgesamt eher frauendominierten Berufsfeld verbunden sind, in dem die Protagonistin sich bewegt. An dieser Stelle wird sehr deutlich, dass sich in der biographischen Konstruktion Strategien manifestieren, die etwas über die Auswirkungen der geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarkts auf die Subjekte aussagt, die sich innerhalb dieser Strukturen konstituieren.

Trotz der geschlechtsspezifischen Marginalisierung auf dem Arbeitsmarkt, die darin sichtbar wird, bleibt der Kontext des Berufs-Lebens in der Lebensgeschichte von Monika Cadenberg zunächst so dominant, dass selbst ihre Eheschließung in diesem Rahmen eingeführt und über den damit verbundenen Einstieg in das Geschäft der Schwiegereltern in erster Linie als berufliche Horionterweiterung konstruiert wird. Auch die Entscheidung für einen Ausstieg aus der Berufstätigkeit zugunsten der Erziehung der Tochter wird eng mit der Geschichte der Geschäftsaufgabe verquickt. Die Schilderung der Familienphase steht im Zeichen der Konstruktion einer Kontinuität der beruflichen Orientierung über diese Phase hinweg, die von vornherein als vorübergehende eingeführt wird. Der berufliche Wiedereinstieg bildet bereits den Horizont, so dass der Gesamtduktus der Erzählung weiterhin am Kontext Berufs-Leben orientiert ist. Diese Herstellung von Kontinuität reflektiert gleichzeitig Anforderungen des Arbeitsmarkts, mit der die Protagonistin beim Wiedereinstieg konfrontiert wird.

Das zeitweilige Verlassen des Arbeitsmarkts impliziert hier also nicht, dass seine Regeln vorübergehend keine Rolle mehr spielen. Dies spiegelt sich auf der Ebene der biographischen Gesamtkonstruktion von Monika Cadenberg auch darin, dass Logiken des Berufsbereichs in andere Bereiche übertragen werden, die nichts mit Erwerbsarbeit, Beruflichkeit, formalen Qualifikationen etc. zu tun haben. So wird vor allem ‚Professionalität‘ bzw. eine bestimmte, nämlich pädagogische professionelle Perspektive auf die eigenen Erfahrungen bei der Rekonstruktion von Geschichten aus der eigenen Kindheit und über familiäre Beziehungen relevant, aber auch bezogen auf Erziehungsfragen und schließlich an anderer Stelle sogar auf

Politik (vgl. dazu 11.2.2). Die Erzählerin verwendet eine entsprechende Terminologie, stellt theoretische Zusammenhänge her und gibt begründete Urteile ab. Mit dieser Art, über entsprechende Dinge zu reden, legt sie sich eine Art zweite Beruflichkeit zu, die nicht durch Institutionen bestätigt ist, aber ähnlichen Regeln folgt. Dadurch wird ihr Leben über weite Strecken auch dort, wo sie sich nicht im institutionellen Kontext beruflich organisierter Erwerbsarbeit abspielt, zum Berufs-Leben; auch in diesem Sinne wird die Biographie insgesamt ‚verberuflicht‘.

Mit der Konstruktion von Familienarbeit, vor allem Erziehungs- und Beziehungsarbeit als professionelle Arbeit, erhöht Monika Cadenberg den Stellenwert dieses Arbeitsbereichs. Dafür bilden die Diskurse um Sichtbarmachung und Anerkennung von Reproduktionsarbeit, wie sie auch von der Frauenbewegung angestoßen wurden, eine wichtige Basis. Auch wenn Monika Cadenberg nicht unmittelbar in entsprechende Diskussionen der Frauenbewegung einbezogen ist und sich nicht explizit darauf bezieht, nimmt sie in ihre individuellen Konstruktionen offensichtlich Argumentationsstrategien auf, die in öffentlichen Diskursen verfügbar sind. Zudem kann eine anspruchsvolle Professionalität nur für einen Bereich formuliert werden, dessen Bedeutung und Legitimität diskursiv abgesichert ist.

Monika Cadenbergs Strategie der Professionalisierung ist gleichzeitig eine, die innerhalb der Frauenbewegung im Streit um die Bewertung von Reproduktionsarbeit große Kontroversen auslöste. So schieden und scheiden sich die Geister immer wieder an dem Versuch, die von Frauen geleistete Reproduktionsarbeit aufzuwerten und der Produktionsarbeit gleichzustellen. In den Debatten v.a. der 1980er Jahre um die Kampagne „Lohn für Hausarbeit“, um das „Müttermanifest“ oder um die Auswirkungen des Erziehungsgelds wurde immer wieder mit der zu befürchtenden Verdrängung von Frauen aus dem Arbeitsmarkt argumentiert (vgl. 2.3.2). Die bloße Aufwertung des Reproduktionsbereichs bleibt hinter dem Anspruch, alle Arten von Arbeit zwischen den Geschlechtern gerecht zu verteilen, zurück. In diesem Zusammenhang wurde vor allem die an traditionelle Konzepte anschließende Mütterlichkeitsideologie kritisiert, die mit den Strategien der Aufwertung von Frauenarbeit verbunden sind. An diesem Punkt werden ganz zentrale Voreinstellungen wie die Unterschiede zwischen Differenz- und Gleichheitsfeminismus für frauenpolitische Strategien sichtbar. Monika Cadenbergs Strategie der Aufwertung der Reproduktionsarbeit unterscheidet sich jedoch in einem zentralen Punkt von den häufig kritisierten differenzfeministischen Konzepten: Sie kommt in ihrer Argumentation weitgehend ohne eine Mütterlichkeitsideologie aus. Die Aufwertung ihrer Erziehungsarbeit erfolgt ausschließlich über die Darstellung als professionelle Arbeit und wird nicht mit Konzepten von ‚Weiblichkeit‘ verbunden. Dies ist eine interessante Variante dessen, was auch im feministischen Diskurs vorzufinden ist. Dennoch ist auch sie nicht geeignet, eine generelle Umverteilung von Produktions- und Reproduktionsarbeit zwischen

Frauen und Männern zu befördern, wie sich auch am konkreten Beispiel der Familie Cadenberg zeigt.

### 10.2.3 Thea Cadenberg: Verbindung von Berufsausbildung und biographischem Projekt

Thea Cadenbergs biographische Erzählung ist stark entlang institutioneller Ablaufmuster des Bildungs- und Ausbildungssystems organisiert. So ist ihre Ausbildungskarriere zum einen selbst ein zentrales Thema der Lebensgeschichte, zum anderen werden entlang der einzelnen Etappen innerhalb der Schullaufbahn, der Lehre und des Studiums auch andere, diesen Kontext nicht direkt betreffende Ereignisse und Entwicklungen zeitlich eingeordnet. Allerdings wird im Verlauf der Erzählung zunehmend deutlich, dass es nicht die Logiken des (Aus-)Bildungssystems sind, über die die innere Kohärenz der biographischen Konstruktion hergestellt wird, sondern das übergeordnete biographische Projekt eines politischen Engagements (vgl. dazu 11.1.2), das auch innerhalb des Kontexts Berufs-Leben verfolgt wird.

#### 10.2.3.1 Aufnahme eines Studiums als komplexes Problem

Der ‚Einstieg‘ in den Konstruktionskontext Berufs-Leben nimmt bei Thea Cadenberg wesentlich mehr Raum ein als bei ihrer Großmutter und ihrer Mutter. Während bei Grete Claussen die Statuspassage im Rahmen eines institutionellen Ablaufschemas im Vordergrund steht, wird bei Monika Cadenberg zwar schon deutlich, dass ihre Lehre ein eigenes Projekt ist, das sie mit Nachdruck angeht. Doch über Motive gibt sie wenig Auskunft, auch arbeitsinhaltliche Interessen für die Wahl einer ganz bestimmten Ausbildung spielen in ihrer Schilderung zunächst kaum eine Rolle. Bei Thea Cadenberg dagegen wird die Wahl einer Ausbildung an sich zu einem eigenen, wichtigen Thema, in dessen Bearbeitung ganz verschiedene Aspekte hineinspielen:

und im Oktober hab ich dann halt angefangen zu studieren in Habeck. und das war halt so ich wusst es nicht weil ich wusste nicht was ich tun sollte ich hatte keinen Schimmer - wir alle eigentlich nicht. und hab gedacht ich - ich fang halt erstmal an. / I: mh / so in Habeck. dann kann man ja nochmal kucken ob ich nochmal woanders hingeh weil eigentlich wars nicht mein Traum in Habeck zu enden [...] und ich wollt schon auch weg von zu Hause eigentlich zu der Zeit - und gleichzeitig hab ich auch gedacht naja was studier ich denn dann hab ich halt Sprachen studiert weil ich hatte halt - Englisch Französisch Leistungskurs und Sprachen waren seit jeher das was mir am allerallerleichtesten fiel und wo ich auch Lust drauf hatte - und hab halt gedacht studier studier noch Wirtschaftswissenschaften dann mach ich was Vernünftiges. / I: mh / so das - das war halt der Einfluss meiner Eltern - mach was dass de auch n bisschen Geld verdienst ir-

gendwann nicht nur so n Blödsinn und ich mach dann aber die Sprachen noch. aber das war halt so n also im Grunde hab ich mit Andrea zusammen angefangen zu studieren die hat dann auch angefangen und es war eher so - mach mer halt mal. mal kucken. (7,19-37)

Im Zentrum dieses Abschnitts steht die Frage „was ich tun sollte“; anders als bei Grete Claussen und Monika Cadenberg ist ihre Bearbeitung ein eigener Schritt im Verlauf der Erzählung. Für die Beantwortung dieser Frage werden implizit zwei verschiedene Modelle eingeführt: Die eine Möglichkeit wäre, es zu „wissen“. Dieses Modell kann beispielsweise auf der Vorstellung basieren, dass in der Ausbildung etwas realisiert werden soll, das zuvor als ein bestimmtes Talent oder Interesse schon in der Biographie sichtbar geworden ist. Diesem Modell folgt beispielsweise Tina Aumann, die in ihrer biographischen Erzählung ihren Wunsch, Grafikerin zu werden, schon sehr früh benennt. Bei ihr folgt die Wahl der Ausbildung und die Überwindung möglicher Schwierigkeiten der Logik eines intentional gesteuerten Handelns. Thea Cadenberg problematisiert jedoch genau das Fehlen einer bestimmten Vorstellung, die planvoll in die Realität umgesetzt werden könnte. Das Modell, das sie hier zur Beantwortung der Ausbildungsfrage einführt, könnte mit „mal kucken“ überschrieben werden. Es beinhaltet ein eher tastendes Vorgehen, bei dem sich aus einem ersten Schritt die weitere Richtung herauskristallisieren soll. Obwohl dieses Modell angesichts der Problemkonstellation auch als durchaus angemessen erscheinen könnte, wird hier klar, dass es als dem anderen Modell unterlegen betrachtet wird, dass die Feststellung „ich wusst es nicht“ ein Defizit bedeutet.

Zur Erklärung des ersten Schritts werden deshalb verschiedene Motive herangezogen, die auch innerhalb der Logik des „es wissen“ für eine Berufsentscheidung tauglich wären. Dazu zählt vor allem der Verweis auf die bereits in der Schule ersichtlich gewordene Eignung für ein Sprachenstudium. Dass eine Berufswahl von bereits vorhandenen Talenten oder Neigungen abhängig gemacht werden sollte, die sich vorzugsweise in schulischen Leistungen gezeigt haben, ist ein verbreitetes und nachvollziehbares Motiv, auf das die Erzählerin hier zurückgreift, und das sie für sich sogar ratifizieren kann, weil sie das Erlernen von Sprachen auch mit „Lust“ verbindet.

Dieses Argument hält jedoch einem anderen nicht stand, das ebenfalls ein wichtiges Motiv innerhalb des Berufswahldiskurses ist und hier den Eltern in den Mund gelegt wird: Eine Ausbildung soll zu einer auf dem Arbeitsmarkt verwertbaren Qualifikation führen, um „n bisschen Geld zu verdienen“. Nachdem ein Sprachenstudium das nicht in ausreichendem Maße garantiert, erscheint es als „Blödsinn“, die Wirtschaftswissenschaften dagegen als „was Vernünftiges“. Damit wird die Entscheidung für eine inhaltliche Ausrichtung der Ausbildung nicht klarer, im Gegenteil. Daher verwundert es auch nicht, wenn die Studienfachwahl hier von einer ganz

anderen Entscheidung gerahmt ist, die dadurch im Vordergrund steht, nämlich von der Entscheidung über einen Ortswechsel. Noch bevor von einem Studienfach die Rede ist, ist die Entscheidung für ein Studium verbunden mit der nahegelegenen Universitätsstadt Habeck – die jedoch wieder ein Kompromiss ist zwischen dem Wunsch, „weg von zu Hause“ zu sein und dem Problem, nicht zu „wissen was ich tun sollte“. An der Einschätzung dieses Schritts als einen ersten unter weiteren, die noch folgen sollen, wird schon deutlich, dass es an dieser Stelle noch um etwas anderes als um eine Entscheidung für einen Beruf geht. „Beruf“ und „Leben“ sind hier sehr eng verknüpft, und das ist es auch, was die Argumentation so kompliziert macht.

Interessant ist dabei, dass die Motivlage nicht als eine individuelle, sondern als eine kollektive vorgestellt wird. „Keinen Schimmer“ zu haben betrifft „alle“, ohne dass erläutert wird, von welchem „wir“ hier die Rede ist. Das Sich-Einlassen auf die Strategie des „mal kucken“ geschieht gemeinsam mit einer Freundin. Die Erzählerin begegnet damit ein Stück weit dem möglichen Vorwurf eines planlosen Vorgehens, indem sie es als in ihrem Umfeld verbreitet und damit ‚normal‘ darstellt.

In der Schilderung ihrer ersten Studiererfahrungen stellt die Erzählerin ebenfalls die soziale Dimension in den Vordergrund. Damit nimmt sie einen Faden auf, den sie schon zuvor in den Erzählungen über ihre Kindheit und Schulzeit angelegt hat. Diese folgen über weite Strecken einem Leitmotiv, das die Erzählerin zu Beginn des Interviews ganz explizit formuliert: „Ich glaub das Wichtigste sind ja immer die Freundinnen“ (1,37). Der sozialen Einbindung gilt auch das erste Resümee des Studienbeginns: „Und ich find ich hab gleich die falschen Leute kennen gelernt nämlich gleich so Schickimickileute mit denen ich gar nichts zu tun haben wollte - die sich aber in so nem Romanistikstudium zwangsläufig finden“ (7,37ff). Die Unzufriedenheit mit ihrer sozialen Integration, der hier anklingt, wird mit einer bewussten und gezielten Distinktion von Seiten der Erzählerin in Verbindung gebracht. Als Grundlage für ihre Abgrenzung dient die Charakterisierung der Mitstudierenden als „Schickimickileute“. Damit wird auf eine bestimmte Art von v.a. äußerlicher Selbstinszenierung angespielt, wodurch die Erzählerin die Mitstudierenden als potentielle Bezugsgruppe disqualifiziert.

Dies korrespondiert mit einer Selbstzuordnung der Erzählerin, zu der die Spuren auch bereits im Vorfeld gelegt wurden. Im vorhergehenden Teil des Interviews macht sie an verschiedenen Stellen ihr Interesse an politischen Themen und einer links-alternativen Jugendszene deutlich, zu der sie jedoch zunächst keinen tragfähigen sozialen Kontakt findet (vgl. 11.1.2.1). Die Identifizierung mit dem „Alternativen“ und „Politischen“ kann die Erzählerin im Bezug auf ihre ersten Studiererfahrungen jedoch nicht nur in der Abgrenzung von den „Schickimickileuten“, sondern auch positiv aufgreifen. Durch ihre Beteiligung an studentischen Protestaktio-

nen findet sie sowohl einen Ort, ihre Vorstellung von politischem Engagement zu realisieren, als auch den Kontakt zu „den Leuten [...] mit denen ich zu tun haben will“ (8,3; vgl. 11.1.2.2). Damit ist soziale Integration und das biographische Projekt, sich politisch zu engagieren, das hervorstechendste Thema der Erzählung über die ersten Studiererfahrungen, neben dem inhaltliche Interessen zunächst weit zurückstehen; damit ist auch, wie sich noch erweisen wird, ein wichtiger Maßstab für die Verknüpfung von „Beruf“ und „Leben“ gesetzt, der weiterhin eine zentrale Rolle spielt.

### 10.2.3.2 Lehre: „...und hab mich echt ganz falsch gefühlt.“

Trotz des „Einstiegs“ in ein politisches Engagement und des Kontakts zu den „Leuten [...] mit denen ich zu tun haben will“ (8,3) stellt die Erzählerin anschließend ihre Unzufriedenheit mit den Inhalten des Studiums in den Vordergrund. In diesem Zusammenhang erinnert sie sich an eine dem Studium vorausgegangene Rundreise zu verschiedenen Universitäten, die zu einer Klärung der Studieninteressen, aber aus Zulassungsgründen nicht zu deren Umsetzung geführt hatte. Daran macht die Erzählerin noch einmal den hohen Stellenwert des Projekts Studium deutlich; die Episode ist aber sozusagen eine erzählerische Sackgasse, und es wird im Anschluss wieder an das Problem angeknüpft, dass „[ich] nicht wusste was ich tun sollte“ (9,21). Für die Entscheidung, die dann fällt, macht die Erzählerin vor allem den Kontext, in dem sie getroffen wird, verantwortlich. Sie führt die Eltern als RatgeberInnen und VertreterInnen einer Verwertungsperspektive ein. Dem familiären Kontext, der nun den Rahmen für die Entscheidung bildet, schreibt sie eine bestimmte Tradition zu: „es is so in meiner Verwandtschaft man is halt irgendwie kaufmännisch tätig - und studieren tut sowieso eigentlich eh niemand das war eh nur m\_ mein Tick“ (9,28f). Mit dem Relativieren der eigenen Relevanzgesichtspunkte und dem Akzeptieren äußerer Maßstäbe bekommt die Erzählung zunehmend einen verlaufskurvenhaften Charakter (vgl. Schütze 1981: 88 ff). Mit der Zusage für einen Ausbildungsplatz scheint etwas seinen Lauf zu nehmen, das der Protagonistin widerstrebt, dem sie sich aber nicht mehr entziehen kann. Ihre damalige Vorstellung von der bevorstehenden Lehre umschreibt die Erzählerin mit einem eindrucksvollen Bild: „hab halt immer so gesagt im August fallen die Gefängnistüren zu dann is aus irgendwie so“ (10,1). Zur Beschreibung der ersten Zeit der Ausbildung greift sie auf Motive zurück, die auch im Kontext des Studiums relevant waren:

und dann fing die Ausbildung an - und im ersten Monat hab ich jeden einzelnen Morgen gedacht ich halt das nicht aus ich werde das abbrechen ich werde die Probezeit nicht durchstehen. also einfach weil ich fands so stumpf die ersten Tage - hab ich Ablage in der Personalabteilung gemacht und stand vor so nem Aktenschrank und ich fand mich auch so anders als alle andern ich hatte meine rot gefärbten Haare die hatt ich eh immer seit ich ehm sechzehn bin oder so und ich

war schon einfach ölig zu der Zeit dann mussten wir halt - ganz andere Klamotten anziehen - und hab mich echt ganz falsch gefühlt. in dieser schicken Firma. ja. (10,33-40)

Neben die arbeitsinhaltliche Dimension stellt die Erzählerin hier zur Evaluation ihrer Erfahrungen wieder die Dimension von sozialer Zugehörigkeit bzw. Distinktion. „Anders als alle anderen“ zu sein, wird wie schon zuvor zunächst an Äußerlichkeiten festgemacht, anhand derer sich eine klare Unterscheidungslinie zwischen der Protagonistin und ihrem Umfeld ziehen lässt, dem sie sich nicht zugehörig fühlt und auch nicht fühlen will. „Rot gefärbte Haare“ und „ökiges“ Aussehen stehen, wie schon bei der Beschreibung der unterschiedlichen sozialen Bezugsgruppen im Studium, dem „schicken“ Äußeren (bzw. den „Schickimickileuten“) gegenüber. Hier wird also ein Orientierungsschema zitiert, das sich bereits bewährt hat. Wie in den vorhergehenden Kontexten, in denen es relevant gemacht wurde, sind die Äußerlichkeiten symbolisch aufgeladen und stehen, zumindest in den Augen der Erzählerin, für eine „politische“ Einstellung, auch wenn deren Ausrichtung nicht erläutert wird.

Angesichts der symbolischen Aufladung des äußeren Erscheinungsbilds umso dramatischer erscheint der Zwang „andere Klamotten an[zu]ziehen“: Das Äußere, das sonst Inneres transportieren soll bzw. in dem selbst schon das Authentische liegt, kann nicht mehr als Medium des Ausdrucks von etwas Authentischem genutzt werden, sondern kehrt sich sozusagen gegen seine Trägerin. Die Protagonistin „fühlt“ sich auch in ihrem Inneren „falsch“, nicht nur weil sie sich in der „schicken Firma“ fehl am Platze fühlt, sondern weil sie äußerlich zu einem Teil der „schicken Firma“ wird, zu der sie in einer inneren Distanz verharzt. Hier ist wieder das Thema Zugehörigkeit relevant – nicht als etwas, das der Protagonistin verweigert wird, sondern als etwas, das die Erzählerin der „schicken Firma“ gegenüber verweigert. Das Problem, um das es hier geht, ist die Aufrechterhaltung der Distinktion vom „Adretten“ (4,30; vgl. 11.1.2.1), „Schicken“ unter (zwangs-)vereinnahmenden Umständen.

Die Erzählerin stellt neben das Bemühen um eine Aufrechterhaltung der Distinktion paradoxerweise das gleichzeitige Gelingen einer gewissen sozialen Integration:

aber ich muss sagen irgendwie hat sichs ziemlich schnell so ergeben dass ich dann doch auch wusste der und der is nett oder mit dem und dem kann man besser klar kommen und dann - hab ich gemerkt ich muss mich gar nicht so verstellen man kann mit den Leuten schon - auf ner Basis auch ganz nett zusammen sein so und es gab überall dann - ja auch einfach Leute auch im Betrieb wo ich gemerkt hab ach die sind auch so n bisschen lockerer / I: mh / (10,40-46)

Der verlaufskurvenhafte Charakter der Geschichte über die Lehre bleibt hier erhalten; nicht die Protagonistin ist die Handelnde, sondern es „hat

sich[s] ziemlich schnell so ergeben“. Die Verlaufskurve ist allerdings eine Steigkurve (vgl. Schütze 1983: 288), da die sozialen Kontakte, die sich „so ergeben“, positiv gewertet werden können. Eine Ratifizierung der beschriebenen punktuellen sozialen Integration in der Firma vermeidet die Erzählerin, indem sie zum einen diese Integration deutlich von derjenigen unterscheidet, die sie zuvor im Zusammenhang des politischen Engagements im Studentenstreik erwähnt. Dort beschreibt sie ein gezieltes Zugehen auf die „Leute [...] mit denen ich zu tun haben will“ und zeichnet eine identifikatorische Bewegung nach. Hier ist lediglich davon die Rede, dass es eine gemeinsame „Basis“ gibt, auf der man „auch ganz nett zusammen sein“ kann, was viel weniger weitgehend ist. Es gibt deshalb noch keine Anknüpfungspunkte auf einer sozusagen ‚identitätsnäheren‘ Ebene wie etwa der eines Äußeren, das „Politisch-Sein“ signalisiert. Lediglich die Notwendigkeit, sich zu „verstellen“ und die eigene Identität zu verbergen, wird relativiert. Zum zweiten bleibt die Logik der Distinktion als die vorherrschende dadurch erhalten, dass die Erzählerin die Leute, von denen die Rede ist, als innerhalb der Firma abweichende markiert. Sie weichen von der firmeninternen Normalität ab, insofern „man [mit ihnen] besser klar kommen“ kann und insofern sie „auch so n bisschen lockerer“ sind. Der Kontakt mit diesen Personen bedeutet gerade keine Zugehörigkeit zu der „schicken Firma“.

Die Distanz, die sie behält, überführt die Erzählerin anschließend in ein Konzept, das mit ihrer späteren professionellen Perspektive zu tun hat:

ich hab das Ganze unter so m soziologischen Gesichtspunkt gesehn. ich hatt die ganze Zeit das Gefühl ich bin so ne Fremde die mit so nem oder vielleicht mit so nem ethnologischen Blick hier durchrennt und kuckt was machen denn eigentlich so die die Normalos jetzt mal in Anführungsstrichen. also vielleicht auch schon aus so ner arroganten Haltung aber ich hab immer gedacht naja - wenn die wüssten wer ich eigentlich bin oder so oder was ich eigentlich für für Träume hab. und jetzt bin ich hier bei Düning in der kaufmännischen Ausbildung und - die reden halt über ihre Gardinen an den Fenstern und über ihr Einfamilienhaus so ungefähr - und da konnt ich halt nie mitreden. aber ich fands trotzdem total gut zu wissen was was reden die eigentlich mit denen ich mich vorher nie beschäftigt habe und die nicht so in meinem Bekanntenkreis waren. (10,49-11,9)

Die Erzählerin legt hier mit der Erwähnung des „ethnologischen Blicks“ eine Spur zu ihrer späteren Profession. Das Modell der Forscherin als einer Fremden, die sich in eine ihr nicht vertraute Kultur hineinbegibt, um sie zu erkunden, wird hier zur Reflexion der damaligen Situation verwendet. Es ist zum einen ein Modell, das in dem später von der Erzählerin absolvierten Ethnologiestudium eine große Rolle spielt und mit dessen Verwendung sie ihre aktuelle Professionalität nachweisen kann. Zugleich konstruiert sie über die Identifizierung ihres damaligen Handelns als ein sozusagen intuitiv professionelles eine Kontinuität hinsichtlich eines bestimmten, ihr ei-

genen Interesses, das sie ‚schon damals‘ hatte und dem sie in ihrem anschließenden Studium intensiver nachgehen konnte.

Vor allem aber bietet die Umdeutung ihrer Situation in die einer Forscherin das Potential einer erneuten handlungsschematischen Orientierung. Das – wenn auch positive – Verlaufskurvenschema wird hier zum Teil wieder abgelöst. Dies hat viel mit dem Moment der Distinktion zu tun, das mit der Bezugnahme auf das Modell der ethnologischen Forscherin noch verstärkt wird. Die Differenz zwischen der Protagonistin und den „Normalos“ bekommt dadurch eine Funktion als Voraussetzung für das ‚Forschungsdesign‘ und damit einen eigenen Wert.

Die Beurteilung dieser Distanz bleibt einstweilen ambivalent: Wenn die Erzählerin sie als „arrogante Haltung“ qualifiziert, stellt sie zunächst zur Disposition, ob es angemessen ist, ArbeitskollegInnen zu ‚Forschungsobjekten‘ zu machen. Doch sie charakterisiert andererseits ihre eigene Position als eine, die von ihr Selbstverleugnung bzw. die Verleugnung ihrer eigentlichen „Träume“ verlangt. In der Formulierung „da konnt ich halt nie mitreden“ steckt neben dem ironischen Seitenhieb auf die Gesprächsthemen der KollegInnen auch die Wahrnehmung einer vielleicht doch bedauerten sozialen Desintegration. Mit dem Einnehmen einer ‚professionellen‘ Perspektive, die das fremd bleibende soziale Umfeld zu einer Art Bildungsgegenstand macht, lässt sich dieser Situation jedoch wieder etwas Positives abgewinnen.

Auch weitere Erfahrungen in der Ausbildung zieht die Erzählerin vor allem dazu heran, ihr „Anderssein“ zu veranschaulichen; dies ist zunehmend mit der Etablierung eines Handlungsschemas verbunden. Grundlage dafür sind Privilegien, die der Protagonistin im Laufe der zunächst als übergestülpt empfundenen Ausbildung von der Firma eingeräumt werden. So kann sie einen Teil der Ausbildung im Ausland absolvieren. Die Erzählerin hebt in ihrer Schilderung den abenteuerlichen Charakter des Auslandsaufenthalts hervor: „hab da an den Wochenenden aber total ausgekostet ich bin im Ausland ich bin in England und ich erkunde jetzt die Welt“ (12,22ff) und macht an mehreren Stellen deutlich, dass sie sich dadurch in den Augen Dritter von den anderen Auszubildenden abhebt. So werden die Möglichkeiten, die ihr die Firma bietet, zur Grundlage für eine eigensinnige, sich von der vordergründigen Intention abhebende Entwicklung. Der zunächst verlaufskurvenhafte Charakter der Erzählung geht damit zunächst in eine Steigkurve über, um letztendlich wieder einem Handlungsschema zu weichen.

### 10.2.3.3 Erneute Aufnahme eines Studiums als Herstellung eines Passungsverhältnisses zwischen verschiedenen Interessen

Dieses Handlungsschema zeigt sich vor allem bei der gezielten Planung für ein erneutes Studium, das die Protagonistin an die Lehre anschließt. Deren Ende steht bereits unter dem Vorzeichen des neuen Vorhabens:

aber dann hatt ich mich halt schon entschieden ich werde - also frühzeitig halt die Prüfung machen wie einige andere auch und dann geh ich studieren und dann. erlaub ich mir endlich was Schönes also was richtig richtig Tolles dass ich endlich einfach weggehe auch aus Tefurt. und dann hab ich mich halt für Aberg entschieden einfach deswegen - weil da ga\_ gibts auch Kulturwissenschaften das wollt ich halt dann da machen das war so für mich ne gute Kombination von allen meine Interessen - war halt auch schön allgemeingültig / I: mh / hab ich nichts und alles - und ehm außerdem hab ich halt war ne Freundin von mir die Gabi war nämlich schon in Aberg deshalb ich hatte n ersten Anhaltspunkt - und vor allen Dingen wurde so gesagt Aberg ist ne ganz linke politische Uni. ich so ja. ich will einfach endlich mal sowas - / I: mh / Kontakt dazu kriegen. (14,18-29)

Im Vergleich zu dem Studienentscheidungsprozess nach dem Abitur wird die Entscheidung hier als etwas schon Feststehendes dargestellt, an dem anderes ausgerichtet wird. Von der Frage „Was soll ich tun“ ist nicht mehr die Rede, auch nicht von verschiedenen möglichen Studienfächern. Das Studieren an sich steht im Vordergrund, als Möglichkeit „was Schönes also was richtig richtig Tolles“ zu tun. Vor allem von der Verwertbarkeitsfrage scheint die Entscheidung hier entlastet zu sein, gerade in Verbindung mit der absolvierten Lehre, mit der dieser Aspekt offensichtlich als erledigt abgehakt werden kann. Aber auch der inhaltliche Aspekt scheint zunächst sekundär. An erster Stelle steht der Ortswechsel, „dass ich endlich einfach weggehe auch aus Tefurt.“ Konsequenterweise ist dann zunächst vom Studienort und nicht vom Studienfach die Rede; dass das gewünschte Studienfach in Aberg angeboten wird, liefert sozusagen nur einer der Gründe, ausgerechnet dort hinzugehen. Dennoch ist auch die Begründung für die Entscheidung für Kulturwissenschaften interessant. Die bei der ersten Studienwahl als Problem dargestellte Unfähigkeit, sich für ein Fach zu entscheiden, wird hier ganz anders aufgenommen. Der Breite der Interessen wird das Studienfach angepasst und nicht umgekehrt; es geht nicht mehr darum, zu „wissen was ich tun soll“, sondern für die eigenen Bedürfnisse ein entsprechendes Arrangement zu finden. Mit der Umformulierung der Redewendung „alles und nichts“ in „nichts und alles“ bringt die Erzählerin treffend auf den Punkt, dass sie die Nicht-Entscheidbarkeit der Fächerfrage und die Nicht-Festlegbarkeit dessen, „was ich tun soll“, hier positiv wendet.

Die weiteren Argumente für die Wahl des Studienortes nehmen zwei Motive auf, die schon zuvor in vielen unterschiedlichen Kontexten eine zentrale Rolle spielten. Zum einen ist es das Motiv der sozialen Integration; mit der Freundin gibt es in Aberg einen ersten „Anhaltspunkt“. Das andere Motiv ist das Interesse an politischem Engagement, das sich ebenfalls bereits wie ein roter Faden durch das Interview zieht. Hier stellt die Erzählerin dieses Motiv mit Nachdruck in den Vordergrund und formuliert ihr Interesse, das sie bisher immer wieder zur Sprache gebracht hat, in ein Projekt um: „ich will einfach endlich mal sowas“. Dies wird wiederum mit der sozialen Komponente verbunden; es geht um „Kontakt“, der vor allem, wie schon im Zusammenhang des ersten Studienbeginns und des Studentenstreiks, als sozialer Kontakt zu denken ist.

In dieser Formulierung ihres Vorhabens wird schon klar, dass es beim Studium um deutlich mehr geht als um eine Berufsausbildung. In das Studium als neue Lebensphase gilt es die soziale Komponente und das „Politische“ zu integrieren. Die Realisierung ihres Vorhabens beschreibt die Erzählerin an diesen Komponenten entlang:

dann hab ich angefangen zu studieren - und s war ganz toll. es war wie ichs mir vorgestellt hab. so. s war - tolle Seminare ich hab natürlich nur so nix nix irgendwie die Grundlagen sondern nur so - total exotische Seminare besucht über Gott und Welt irgendwie also ganz ganz viel eigentlich nur so politische Sachen was weiß ich dritte Welt The\_ Thematik ganz viel Lateinamerika - auch ehm ja dann hab ich zum Beispiel so n politisches Tutorat ehm gemacht also erst ehm hab ich keins gefunden es gab aber so ehm Studenten oder Studierende aus höheren Semestern die so ehm studienübergreifende Tutorate für Erstsemester dann angeboten haben. und dann bin ich über ne Kollegin oder so eine die ich so locker kannte reingekommen - die meinte ich soll doch mal da mit hinkommen das wär total nett. und das war halt so mein Einstieg eigentlich in die richtigen - Leute so in Aberg. weil die haben dann halt eher sowas gemacht ehm - also nicht jetzt wir lesen mal Marx zusammen aber eher so - Studium kritisch hinterfragen - und letztendlich lief es schon darauf hinaus dass es ne politische Diskussionsgruppe war. und das hat mir ganz viel Rückhalt gegeben (15,39-50)

Die Erzählerin evaluiert ihren Studienbeginn als Einlösung dessen, was sie sich „vorgestellt“ hat. Dennoch rückt sie anders als bei der Vorabformulierung ihrer Vorstellungen jetzt die inhaltliche Seite des Studiums, die zuvor nur eine untergeordnete Rolle gespielt hat, ins Zentrum. Dabei nimmt sie die Formel „nichts und alles“, die sie für die Bandbreite ihrer Interessen eingeführt hat, implizit wieder auf; dass sie sich nicht um die „Grundlagen“ kümmert und dafür mit den „exotischen“ Seminaren sozusagen „alles“ in ihrem Blickfeld ist, belegt, dass ihre Vorstellungen realisiert sind. Hinzu kommt, dass in den Studieninhalten das Interesse am „Politischen“ umgesetzt werden kann. Beides wird hier sozusagen fusioniert, das „Politische“ wird Teil der Berufsausbildung. Das trifft auch für das „politische

Tutorat“ zu; hier nimmt die Erzählerin zusätzlich die Dimension der sozialen Integration mit auf. Schon der Zugang zu dem Tutorat gelingt über einen sozialen Kontakt, und das Tutorat selbst eröffnet nicht nur inhaltliche Welten und einen Reflexionsraum für das aktuelle Tun („Studium kritisch hinterfragen“), sondern vor allem soziale Welten: Es ist der „Einstieg eigentlich in die richtigen - Leute so in Aberg.“ Mit dieser Formulierung, die sie so oder ähnlich schon zuvor in anderen Zusammenhängen benutzt (die „falschen Leute“ und die „Leute [...] mit denen ich zu tun haben will“ beim Studium in Habeck), greift die Erzählerin auf ein spezifisches, schon fest verankertes Modell von sozialer Integration zurück, das zugleich einen starken Zug der Distinktion beinhaltet, wie er bereits beschrieben wurde. Schließlich werden Funktionen des politischen Tutorats angeführt, die ausschließlich auf der sozialen Ebene liegen: Es geht um ein „total nettes“ Zusammensein und „ganz viel Rückhalt“.

Mit dieser engen Verknüpfung der Dimensionen des inhaltlichen Interesses, des „Politischen“ und der sozialen Integration bringt die Erzählerin hier diejenigen Momente, die sie zuvor für ihre Biographie als zentral markiert hat, in ein Passungsverhältnis. Sie stellt damit zugleich eine hohe innere Kohärenz in ihrer Biographie her, da sie zu allen drei Dimensionen bereits sich durchziehende ‚rote Fäden‘ gelegt hat. Die Evaluation des Studienbeginns als „ganz toll“ wird vor allem vor dem Hintergrund dieser Gesamtkomposition plausibel.

Auch wenn hier das Studium eher als Lebensphase präsentiert wird, in der noch anderes als die Ausbildung eine wichtige Rolle spielt, so geht es hier doch in einem ganz spezifischen Sinne um Berufs-Leben: Einerseits um ‚verberuflichtes‘ Leben, wie es bei Monika Cadenberg der Fall ist, da auch hier die Ausbildungskarriere der Erzählung die Struktur gibt. Andererseits wird hier eine Geschichte des Zusammenbringens von Beruf und Leben erzählt. Die ‚richtige‘ Ausbildung ist erst dann gefunden, wenn sich in der entsprechenden Lebensphase auch andere Dinge realisieren lassen, die damit mehr oder weniger unmittelbar zu tun haben.

#### 10.2.3.4 Professionalisierung in politischer Arbeit und Wissenschaft

Wie sich im weiteren Verlauf der Erzählung zeigt, haben die Studienerfahrungen in Aberg auch mit einer Entwicklung von Professionalität in einem bestimmten Sinne zu tun. Nach einem Auslandsaufenthalt setzt die Protagonistin ihr Studium nicht in Aberg, sondern in Debrücken fort. Der gelungene Neueinstieg belegt nicht nur die Fähigkeit zur gezielten Herstellung des Passungsverhältnisses zwischen inhaltlichen Interessen, politischem Engagement und sozialer Integration („ich hab natürlich in Debrücken wusst ich viel mehr noch was ich will und hab mir echt gezielt meine

Leute gesucht“ (24,50ff)). Auch erworbene Kompetenzen werden daran sichtbar:

ich bin zum Beispiel gleich zum Frauenfrühstück vom Frauenreferat was vom AStA angekündigt war und es war völlig klar ich will da hin und n paar Monate später war ich / Frauenreferentin ((lachend)) / /I: ((lacht)) / weil der Witz war die waren einfach gar nicht so organisiert es gab war nicht so dass da die Megariesenfrauenzene wie in Aberg war wo ganz viele waren die ganz viel machen / I: mh / sondern ich kam da mit meiner Power an und meinte hey und toll mit dem Frühstück / und wir könnten auch mal das und das machen ((schmunzelnd)) / /I: (lacht) / und alle so - okay? - und es war einfach klar ich bin diejenige die da mit - total viel Ideen ankommt auch schon mit der Erfahrung schon mal in so Frauengruppen gearbeitet zu haben / I: mh / und die waren auch gar nicht so politisch die waren eher so wir Frauen trinken zusammen n Kaffee so - ja und dann - tja mh so willst du das nicht werden ich so ja klar warum nicht und dann haben wir gleich so ne Ausstellungsreihe mitgemacht mit dem Frauenbüro von der Uni / I: mh / also auch mit den - Gremien sozusagen mit den offiziellen Stellen - und war gleich so voll da drin irgendwie also grad auf der Ebene dass ich dann tatsächlich ganz schnell so - ja immer mit diesem Frauteil asso\_ so assoziiert wurde glaub ich auch von vielen (25,13-32)

Die Passage ist zunächst eine Belegerzählung für den Erfolg der Strategie „gezielt meine Leute [zu suchen].“ Diese Strategie wurde zuvor als Ergebnis eines Lernprozesses eingeführt, von dem die Protagonistin profitiert, indem sie strategisch und intentional gesteuert vorgeht. Das Ziel „meine Leute“ betrifft zunächst v.a. die soziale Dimension, doch mit dem Ansprechen der „politischen“ und der „Frauenzusammenhänge“ ist wiederum klar, dass hier eine unlösbare Verknüpfung zwischen mehreren Dimensionen besteht.

In der Belegerzählung selbst spielt die inhaltliche Dimension eine größere Rolle, und hier bringt die Erzählerin ebenfalls zuvor stattgefundenene Lernprozesse und eine daraus resultierende Expertinnenschaft in Anschlag. Schon mit der sicheren Orientierung im institutionellen Gefüge der Universität macht sie deutlich, dass sie hier ein Wissen hat, das sie auf die neue Situation übertragen kann; sie weiß um Zusammenhänge und darum, wo sie welche politischen AkteurInnen finden kann. Indem sie als Ergebnis des Kontakts mit dem Frauenreferat ihre schnelle Karriere vorwegnimmt, unterstreicht sie ihre eigene Kompetenz. Diese bekommt hier durch die institutionell abgesicherte Position nicht nur einen Nachweis, sondern macht das politische Engagement zunehmend berufsförmig.

Die Vorwegnahme des Karrieresprungs macht nun eine Hintergrundkonstruktion notwendig. Schon indem die Erzählerin nun der Debrückener Frauenarbeit mangelnde Professionalität („nicht so organisiert“, „nicht so politisch“) attestiert, weist sie ihre eigene Expertinnenschaft nach und gibt damit gleichzeitig eine Erklärung für das Interesse der anderen an ihrer

Mitarbeit. Die Erzählerin verdeutlicht, dass sie Qualitäten mitbringt, von denen die anderen profitieren können: „Power“, „total viel Ideen“ und „Erfahrung schon mal in so Frauengruppen gearbeitet zu haben“. Vor allem durch die Nennung der letzteren und durch den Vergleich der Debrückener mit der Aberger Frauenszene macht sie damit rückwirkend die Erfahrungen in Aberg zu einem Lernprozess, dessen Ergebnisse nun sichtbar und verwertbar werden.

Die Qualifikation der Protagonistin wird jedoch auch von außen ratifiziert. Das hohe Tempo, in dem die Erzählerin hier die Interaktion mit den Debrückener Frauen schildert, könnte auch den Eindruck eines großspurigen Auftretens erwecken, das auf der Gegenseite möglicherweise Ablehnung hervorrufen würde. Doch der Vorschlag der Einbindung in die institutionellen Strukturen gibt der Protagonistin sozusagen einen offiziellen Rahmen, in dem sie professionelle Arbeit leisten kann. Die äußere Anerkennung dafür spiegelt sich auch in der Zusammenarbeit mit den „offiziellen Stellen“, die wiederum einen weiteren Schritt der Professionalisierung bedeutet. Auch die Wahrnehmung durch andere ist eine Bestätigung ihrer Funktion und ihrer Fachlichkeit. Diese bekommt dadurch zugleich eine Öffentlichkeit; das politische Engagement ist nun ganz offensichtlich kein privates mehr.

In diesem Zusammenhang geht die Erzählerin kurz auf ihre weitere hochschulpolitische Karriere ein. Darin wird die ambivalente Bedeutung politischer Ämter angesichts der gesamtbiographischen Wichtigkeit des „Politischen“ sichtbar. Die Erzählerin relativiert ihre Ämter als etwas eher Formal-Äußerliches, markiert aber auch ihr strategisches Umgehen damit: Den AStA-Vorsitz, der ihr angetragen wird, lehnt die Protagonistin aus Zeitgründen ab, übernimmt aber neben ihren vielen Aktivitäten „so als offizielles Ding“ (25,43) eine Funktion als Senatsvertreterin. Die Erzählerin signalisiert damit, dass das, was sie unter „Politisch“-Sein versteht, nicht in der institutionalisierten Politik aufgeht, zeigt sich aber auch souverän im Umgang mit der letzteren.

Auf ihr Studium im engeren Sinne kommt die Erzählerin erst nach ihrem hochschulpolitischen Engagement zu sprechen. Die Entwicklung als Studentin konstruiert sie jedoch analog zur Entwicklung als Politikerin:

und ich war saß ja zum Beispiel in Geschichte mit vielen Erstsemesterinnen in denselben Vorlesungen und das war immer so dass ich dann schon eher sagen konnte hier ich weiß was is - ich hab dann gleich. nach drei Monaten von einer Dozentin n Hiwi-Job angeboten bekommen das fand ich auch der Hammer als die auf mich zukommt und sagt wollen sie nicht mein Hiwi werden? / I: mh / ich so ja klar warum nicht - also mein ich glaub einfach auch klar ich war die einzige - Fortgeschrittene in ihrem Seminar und sie hat einfach gesehn dass ich schon bisschen was gekonnt habe. das war natürlich dann super das war zum ersten Mal dass ich an der Uni gearbeitet hab und ich bin dadurch - total integriert worden. / I: mh / in die Uni. (26,3-14)

Einmal mehr wird hier für die Erzählerin das, was sie aus ihrem Studium in Aberg bereits mitbringt, durch den Kontrast zu ihren weniger fortgeschrittenen Mitstudierenden sichtbar. Genauso wie im Kontext der Frauenpolitik gibt ihr das einen Vorteil und weist sie als kompetent aus. Dies wird von außen bestätigt, indem der Protagonistin eine qualifizierte Tätigkeit angetragen wird.

Interessant ist, dass auch hier von Integration die Rede ist. Was die Erzählerin daran anschließend ausführt, ist zunächst eine Art Aneignung der Universität und ihrer Infrastrukturen – Arbeitsplatz, Mensa, Bibliothek – als Lebensraum. Die Verortung dort wird resümiert: „ich hab eigentlich in Debrücken erst richtig angefangen zu studieren“ (26,25f). „Richtig zu studieren“ bedeutet also zum einen, in der Universität einen Platz zu haben und sich dort zu bewegen. Zum anderen macht die Erzählerin ihre Integration und das „richtige“ Studieren an der Aneignung von Inhalten ihrer Studienfächer fest. Sie spricht über das Nachholen von Grundkenntnissen und der Begeisterung für das Fach, die sich dabei einstellt.

Daneben ist jedoch auch die soziale Integration von Bedeutung. Analog zu ihrer Strategie, sich in der politischen Szene die „richtigen Leute“ zu suchen, spricht die Erzählerin von der gezielten Kontaktaufnahme zu Professoren, „wo ich denke die sind mein Profil die machen Sachen die mich interessieren“ (27,23). Die über das fachliche Interesse entstehenden persönlichen Kontakte beschreibt sie als Grundlage für ein Gefühl von Eingebundenheit und Zugehörigkeit: „du bist hier und du gehörst hier auch hin an die Uni“ (27,27f).

Im Bezug auf ihre politischen Aktivitäten macht die Erzählerin daraufhin noch einmal deutlich, dass Kontakte für sie nicht nur soziale Integration bedeuten, sondern Ressourcen für ihre Tätigkeit sind.

und dann ehm is sie [eine Mitstudentin, C.T.] eigentlich so mein Anknüpfungspunkt gewesen um dann halt in die andern Kreise in Debrücken einzusteigen die nicht studi - autonomen Kreise. also dann haben wir zum Beispiel mal für die Expo damals die ja da in Hannover war vor n paar Jahren da haben wir halt Proteste organisiert das war dann zum ersten Mal so - dass ich so richtig mit drin war und auch wo hingefahren bin zu demonstrieren also es war auch nochmal so ganz wichtig für mich - zum ersten Mal auch so - Kontakt mit Polizei und so und wie wie geht das - und in Debrücken selber haben wir dann halt auch viel gemacht dass wir da zum Beispiel diese Radiosendung gemacht haben beim freien Radio haben wir zum Beispiel von dieser ganzen Expo-Sache haben wir auch n Workshop organisiert ehm also wir haben feministische Expo-Kritik gemacht was is grad irgendwie was da grad alles aus Frauensicht auch zu bemängeln ist und haben dann da=zu n also auch Expertinnen eingeladen n Wochenendworkshop gemacht in ka\_ in - diesem Kulturzentrum dort und haben das alles dann auch nochmal dokumentiert in ner Radiosendung also das war ganz viel das - war ne langwierige Sache und hat aber auch total viel Spaß gemacht weil dadurch - haste halt diese Kontakte gekriegt in Debrücken. / I: mh / so dass de dann

also das Radio hab ich dann kennen gelernt und dann hab ich haben wir dort und dort recherchiert dann hab ich mal - das Infozentrum dort kennen gelernt und es war so wenn man was - tut dann muss man ja auch irgendwo anrufen und sich Sachen besorgen und dann kommen diese ganzen Kontakte. / I: mh / und hatte ziemlich schnell das Gefühl ich bin in Debrücken ich kann mich bewegen. ich weiß wen muss ich anrufen - wo sind die Leute so. also ich bin irgendwie so drin in so ner Szene so vage. und das fand ich total schön - und es ist mir leichter gelungen als in Aberg - [...] ich hab manchmal echt gedacht so - / in Aberg die Schule und dann in Debrücken kann man sich so richtig - austoben ((schmunzelnd)) / (27,34-28,11)

Die Kontakte zu politisch aktiven „Kreisen“ werden hier geradezu zu einem Zugang zu Lernfeldern. Die erste Demonstration ist nicht nur eine wichtige Erfahrung, sondern die Protagonistin lernt „wie [das] geht“. Die Organisation des Workshops und die Radiodokumentation stellt die Erzählerin als Qualifizierungsprozess dar. Es stehen zwar wiederum die sich ergebenden Kontakte im Vordergrund, gleichzeitig geht es aber darum, das Radio oder das Infozentrum „kennen zu lernen“, durch die Zusammenarbeit Einblick in deren Arbeitsweise zu bekommen und selbst Kenntnisse darin zu erwerben. Die Kontakte zu verschiedenen Organisationen und Personen selbst sind dabei nicht nur ein soziales Kapital, und „drin in so ner Szene“ zu sein, bedeutet nicht nur einfach soziale Integration. Vielmehr wird das Wissen „wen muss ich anrufen - wo sind die Leute“ zu einer Qualifikation, die die Erzählerin als Voraussetzung für ihre Tätigkeit präsentiert. Es versetzt sie in die Lage, sich zu „bewegen“ und gibt ihr Zugang zu personellen Ressourcen. Damit ist dieses Wissen ein zentraler Bestandteil einer bestimmten Professionalität, nämlich einer Professionalität als politische Aktivistin.

Dass das Knüpfen von Kontakten und der Einstieg in eine Szene als Professionalisierungsprozess verstanden werden kann, macht die Erzählerin mit ihrem Resümee des Prozesses deutlich. Mit der Beschreibung der Erfahrungen in Afeld als „Schule“ wird explizit, dass es hier um den Erwerb von Kompetenzen für eine qualifizierte Tätigkeit geht. Wenn Debrücken mit einem „Austoben“ verbunden wird, spiegelt sich darin die Beschreibung des Kontakte-Knüpfens als gezielte Strategie wider. Die Erzählerin macht an den Erfahrungen in Debrücken fest, was sie aus Afeld schon an Gelerntem mitbrachte.

In einem anderen Zusammenhang kann die Erzählerin nicht darauf vertrauen, dass die erworbenen Kompetenzen eine erfolgreiche Einmündung in ein neues Tätigkeitsfeld ermöglichen. Nach dem für sie überraschend erfolgreichen Absolvieren der Abschlussprüfungen geht es zum Zeitpunkt des Interviews anders als bisher darum, zu einer über den Arbeitsmarkt vermittelten beruflichen Tätigkeit zu gelangen:

ja und jetzt ehm bin ich auf Arbeitssuche. – / ((schmunzelt)) / jetzt ist halt einfach Loch. seit Sommer. und nicht wirklich Loch weil ich dann nochmal in Urlaub war und - - ich mich fangen konnte so es war n paar Wochen schwer - - wo ich dachte ich weiß jetzt nicht genau in welche Richtung es gehen soll aber jetzt bin ich einfach massiv am bewerben und hab das Gefühl ich tue was ich kann - der Rest muss kommen so. ich bin wieder so n bisschen mehr in meiner Mitte und denke ich - hab die Dinge auch in der Hand. und nicht nur ich werde geworfen durch fremde Mächte oder so. (32,35-41)

Der Eindruck, „die Dinge auch in der Hand“ zu haben, also selbst als Akteurin in das involviert zu sein, was gerade geschieht, muss hier nach zwei Seiten hin verteidigt werden: Zum einen ist da das „Loch“ nach dem Ende der Prüfungen – eine in diesem Zusammenhang sehr verbreitete Metapher für das Herausfallen aus dem bisher Gewohnten und das plötzliche Abfallen der prüfungsbedingten Anspannung. Die Erzählerin bringt dieses „Loch“ zusätzlich mit einer Unentschiedenheit der Zukunftsperspektiven in Verbindung. Dem setzt sie die handlungsschematische Schilderung ihrer „massiven“ Bewerbungsaktivität entgegen.

Zum anderen wird die eigene Akteurinnenschaft begrenzt durch die äußeren Bedingungen, unter denen sich die Stellensuche abspielt. Die Erzählerin geht hier nicht explizit auf die prekäre Arbeitsmarktsituation ein und stellt eine Haltung in den Vordergrund, die ihr ein konstruktives Umgehen mit der Situation erlaubt. Das Bild, das sie hier verwendet, macht jedoch deutlich, dass sie damit auch Gefühle des Ausgeliefertseins verbindet: „Geworfen durch fremde Mächte“ zu sein ist, wenn auch nicht der einzige, so doch ein Teil der Realität, in der sie sich befindet. Sie kann dem zwar ihre eigene Aktivität entgegensetzen, doch alles Weitere entzieht sich ihrem Einflussbereich. Weit weniger als in den Kontexten, in denen sie sich bisher als Professionelle bewegt hat, geht sie hier davon aus, dass ihre Kompetenz auch honoriert wird. Hier zeichnet sich also ein für die Erzählerin zwar bearbeitbarer, aber dennoch deutlicher Bruch zu den bisherigen Erfahrungen ab.

### 10.2.3.5 Resümee

In Thea Cadenbergs Biographie ist der Kontext des Berufs-Lebens ein zentraler Strukturgeber, um den herum die Erzählung organisiert ist, jedoch in einem ganz anderen Sinne als bei ihrer Mutter. Schon in den Erzählungen über die erste Studienwahl werden weit komplexere Anforderungen deutlich, mit denen die Protagonistin umgehen muss. Die Wahl der Ausbildung wird viel stärker als ein Entscheidungsprozess thematisiert, der notwenig wird, weil der Protagonistin keine vorgefasste Zielvorstellung zur Verfügung steht, auf deren Umsetzung sie ihre nächsten Schritte ausrichten könnte. Für die Entscheidung spielen mehrere konkurrierende Motive eine Rolle, wobei vor allem die Konkurrenz zwischen der Perspek-

tive einer ökonomischen Verwertbarkeit der zu erwerbenden Qualifikation und inhaltlichen Interessen, die zudem wenig konkretisierbar sind, ein Problem darstellt. Unter dem Druck, trotz der disparaten Motivlage zu einer Entscheidung zu gelangen, ist es schließlich die Strategie der Protagonistin, „mal [zu] kucken“.

In der Schilderung der ersten Berührung mit der Universität kristallisiert sich dann ein über die rein berufliche Orientierung hinausgehendes biographisches Projekt heraus, das die Erzählerin als ein ihre ganze Lebensgeschichte übergreifendes anlegt. Es geht ihr darum, sich politisch zu engagieren und in entsprechende soziale Zusammenhänge eingebunden zu sein. Dies gelingt im Studium zum ersten Mal in einer Weise, die sehr positiv evaluiert wird. Dennoch bleibt das Studium insgesamt unbefriedigend, weil es keine Vereinbarung aller für eine Wahl eigentlich relevanten unterschiedlichen Motive erlaubt.

In der daran anschließenden Erzählung über die Lehre als Kauffrau dominiert von Anfang an die Prozessstruktur der Verlaufskurve. Was der Protagonistin widerfährt, ist dabei zwar vorwiegend positiv; sie sieht sich zunehmend sozial integriert und durch die Firma privilegiert. Dennoch hält sie an ihrem ‚Anders-Sein‘ und damit an ihrem ursprünglichen biographischen Projekt fest. Die Steigkurve gerät nicht zu einer Vereinnahmung der Erzählerin für etwas, das von der übergreifend angelegten Kontinuität eines Wunsches nach einem „alternativen“ Leben abweicht. Besonders die Differenz zu den KollegInnen wird in Form einer Beobachterinnen-Außenposition aufrechterhalten, was einen Vorgriff auf eine spätere professionelle Perspektive darstellt.

Bei der zweiten Aufnahme eines Studiums werden für die damit verbundenen Entscheidungen nur Argumente auf der Basis eigener Relevanzgesichtspunkte ins Feld geführt; gerade der Verwertbarkeitsaspekt fällt nun heraus, das Studium ist von der Notwendigkeit, zu einer arbeitsmarktgerechten Qualifikation zu führen, weitgehend entlastet. Es wird zum Rahmen dafür, verschiedene Interessen in ein Passungsverhältnis zueinander zu bringen. Fachlich-inhaltliche Interessen, der Wunsch nach einem Ortswechsel, die Suche nach einer bestimmten Art sozialer Integration und vor allem das Projekt, sich politisch zu engagieren, können nun integriert und realisiert werden.

Gerade in diesem Kontext konstruiert die Erzählerin jedoch eine Professionalisierung als politische Aktivistin. Beim Wechsel an eine andere Universität werden ihre erworbenen Kompetenzen sichtbar und bilden die Grundlage für eine hochschulpolitische Karriere. Innerhalb der Studierendenvertretung nimmt sie institutionell definierte Positionen und Ämter ein. Bezogen auf ihr Studium im Sinne einer fachlichen Ausbildung ergibt sich ebenfalls eine Situation, in der sie innerhalb der Universität auf der Basis der bisherigen Qualifikation einer Erwerbstätigkeit nachgehen kann. Ihren Zugang zur außeruniversitären politischen „Szene“ konstruiert die Erzäh-

lerin als eine weitere Qualifizierung im Sinne eines selbstgesteuerten Lernprozesses, in dem Professionalisierung eng mit dem Aufbauen von Kontakten verbunden ist. Dass die erworbenen Qualifikationen vor allem auf den Rahmen der Universität und der (Hochschul-)Politik bezogen sind, macht das Verlassen dieses Rahmens mit dem Studienabschluss jedoch zu einer verunsichernden Situation; strukturell bedingt erfährt die Erzählerin zudem eine bisher unbekannte Art der Beschränkung ihrer Handlungsfähigkeit.

In Thea Cadenbergs Professionalisierungsprozess gibt es ganz explizite Bezüge zur Frauenbewegung. Nicht nur deren Inhalte, sondern auch ihre Organisationsformen sind Gegenstand der Aneignung durch die Protagonistin. Kontakte zu „Frauenzusammenhängen“ sind ein Teil des Kapitals, auf das sie in ihrer Arbeit und in den Lernprozessen, in die sie sich hineinbegibt, zurückgreifen kann. Insofern bildet die Frauenbewegung vor allem auch einen Rahmen für Thea Cadenbergs Professionalisierungsprozesse. Wichtig ist hier, dass der Protagonistin zum Teil bereits etablierte Infrastrukturen wie Frauenräume und Frauenreferate an den Universitäten zur Verfügung stehen. Insofern ist für die Professionalisierung weniger der Bewegungsaspekt relevant als eine gewissermaßen institutionalisierte frauenpolitische Arbeit.

## 10.2.4 Intergenerationale Wandlungsprozesse in der Familie Claussen/Cadenberg

Im Vergleich der drei Biographien wird zunächst einmal deutlich, dass das Phänomen der Beruflichkeit ein historisch relatives ist. Grete Claussens Schilderungen ihres Arbeits-Lebens rufen in Erinnerung, dass Beruflichkeit an eine spezifische Wirtschaftsform gebunden ist. Diese ist, obwohl sie in unserer Gesellschaft gegenwärtig und in der jüngeren Vergangenheit die dominante ist, doch nur eine neben anderen und kann mit anderen vermischt sein. Der Stellenwert, der der beruflichen Qualifikation von Frauen und ihrem gleichberechtigten Zugang zum Arbeitsmarkt in der Frauenpolitik beigemessen wird, macht als Strategie auch nur innerhalb dieser ökonomischen Strukturen Sinn.

In den analysierten Biographien hat sich jedoch die Thematisierung von Berufs-Leben über die Generationen hinweg von der Frage der Ökonomie abgelöst. Grete Claussen spricht über ihre Berufstätigkeit, wie auch über andere, dem Erwerb dienende Arbeit, noch unter dem Vorzeichen der Existenzsicherung. Bei Monika Cadenberg ist dies kein leitender Gedanke mehr, in Thea Cadenbergs Ausführungen kommt er zunächst nur als Zukunftsperspektive vor. Der subjektive Stellenwert von Berufsarbeit verlagert sich offensichtlich.

Dabei spielt zum einen die soziale Integration und Anerkennung eine Rolle, die mit der Tätigkeit verbunden ist. Grete Claussen erfährt diese bei

ihrer Erwerbsarbeit als Köchin und Hausangestellte, aber auch in der ehrenamtlichen Tätigkeit als Rotkreuzschwester und bei der Nachbarschaftshilfe in der Landwirtschaft. Bei Monika und Thea Cadenberg ist beides viel stärker mit dem Kontext des Berufs-Lebens verbunden. Für Monika Cadenberg ist der Arbeitsplatz der Ort, an dem sie ihre Qualifikation unter Beweis stellen kann, und Thea Cadenberg verknüpft ganz eng ihre zunehmende Professionalisierung als politische Aktivistin mit der sozialen Einbindung in entsprechende Kreise.

Noch auffälliger als die Verlagerung der subjektiven Bedeutung der beruflichen Tätigkeit auf soziale Integration und Anerkennung ist die ‚Verberuflichung‘ der gesamten Biographie, wie sie vor allem bei Monika Cadenberg sichtbar wird. Sie umfasst mehrere Aspekte: Zum einen wird die Lebensgeschichte in erster Linie als Berufsbiographie präsentiert; Ereignisse aus anderen biographischen Konstruktionskontexten werden zunächst aus der Perspektive des Berufs-Lebens eingeordnet. Zum anderen werden Logiken aus dem Kontext des Berufs-Lebens auf andere Kontexte übertragen. Auf der Basis einer Identifikation von Arbeit als Berufsarbeit wird Reproduktionsarbeit keineswegs ausgeblendet, sondern analog zur beruflichen Arbeit als professionelle Arbeit konstruiert.

Auch Thea Cadenbergs Biographie erscheint als stark ‚verberuflicht‘, weil der Kontext des Berufs-Lebens im Sinne des institutionellen Ablaufschemas des Studiums ein wichtiger Rahmen für die Gesamtkonstruktion ist. Der ‚Clou‘ der Entwicklung, die die Erzählerin beschreibt, ist jedoch eine zunehmende Ablösung von den Strukturen und Logiken des Ausbildungssystems, wie es vor allem die Lehre repräsentiert. Mit einem Studium, das vor allem den Ansprüchen der Protagonistin genügt statt denen des Arbeitsmarktes, instrumentalisiert sie die institutionell geregelte Ausbildung mit ihren spezifischen Freiräumen im Sinne ihres eigenen biographischen Projekts. Der Kontext des Berufs-Lebens wird zum Rahmen, in den ein eigener gesamtbiographischer Entwurf eingeschrieben werden soll. Das Projekt eines „alternativen“ Lebens verlangt auch nach Alternativen zu einer an den Erfordernissen des Arbeitsmarkts ausgerichteten Verberuflichung der Biographie. Daraus ergeben sich jedoch auch zusätzliche Unwägbarkeiten für die Einmündung in den Arbeitsmarkt.

Auffällige Differenzen gibt es über die drei Generationen der Familie Claussen/Cadenberg auch, was die ‚Platzanweiserfunktion‘ von Geschlecht innerhalb der Verteilung von Produktions- und Reproduktionsarbeit bzw. innerhalb eines geschlechtshierarchisch segregierten Arbeitsmarktes anbelangt. Bei Grete Claussen bedeutet die vordergründige Norm der Hausfrauenehe nicht nur eine Zuweisung von Reproduktionsarbeit, sondern auch von Produktionsarbeit in der Landwirtschaft. Im Vergleich zu ihrem Ehemann, der einer arbeitsmarktvermittelten beruflichen Tätigkeit nachgeht, bleibt Frau Claussen damit sozusagen im weniger modernisierten Bereich der für die familiäre Ökonomie notwendigen Arbeit ste-

cken. In der Landwirtschaft sind zwar alle verfügbaren Arbeitskräfte zunächst unter Absehung von der Geschlechtskategorie in den Produktionsbereich einbezogen. Innerhalb gilt jedoch eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Diese wird einerseits regelmäßig durchbrochen, andererseits muss ihre Durchbrechung als Ausnahme aufgrund von Sachzwängen legitimiert oder ‚vertuscht‘ werden. Unter diesen Umständen fällt es der Erzählerin schwer, sich von sich aus offensiv zu ihrer Leistung zu ‚bekennen‘; umso wichtiger wird die Anerkennung von außen. Das gleichzeitige ‚Verstecken‘ und ‚Nachweisen‘ der eigenen Akteurinnenschaft und ökonomischen Effizienz, die in der biographischen Konstruktion zu beobachten ist, stellt also eine Widersprüchlichkeit dar, die strukturell produziert ist.

Bei Monika Cadenberg führen die Strukturen des geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkts zur Ausbildung des beschriebenen ‚horizontalen‘ Karrieremodells. Unter Bedingungen, die für Frauen keinen Aufstieg vorsehen, nutzt die Protagonistin die historisch spezifische Situation eines Überangebots von Stellen derselben Hierarchieebene und sammelt Erfahrungen in immer neuen Bereichen. Diese fortgesetzte ‚Verbreiterung‘ gibt auch das Muster für ihre Professionalisierung in der Erziehungsarbeit ab. Somit kann diese spezifische Art der ‚Verberuflichung‘ der gesamten Biographie ebenfalls mit der Statuszuschreibung über Geschlecht auf dem Arbeitsmarkt in Verbindung gebracht werden.

In Thea Cadenbergs Lebensgeschichte spielt Geschlecht als soziale Strukturkategorie eine ganz andere Rolle. Zum einen ist in ihren Erzählungen über ihre Ausbildungskarriere gerade nicht von Benachteiligungen aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit die Rede, wie es bei ihrer Mutter der Fall war. Besonders in der kaufmännischen Lehre erfährt die Protagonistin sogar eine Privilegierung und Förderung, die ihr als Grundlage für eine firmeninterne Karriere angeboten wird. Zum anderen bewegt sie sich während ihres Professionalisierungsprozesses als politische Aktivistin in Kontexten, die sich die Bekämpfung sozialer Ungleichheit explizit zum Ziel gesetzt haben. Die Thematisierung und Kritik hierarchischer Geschlechterverhältnisse wird damit zum Inhalt der Professionalisierung; eine Politik, die diesen Verhältnissen entgegenwirken will, wird zum Arbeitsfeld der Protagonistin. Damit soll nicht gesagt sein, dass in den Arbeitsfeldern, in denen sie sich bewegt, Geschlecht als sozialer Platzanweiser nicht mehr funktioniert. Es bedeutet aber, dass die Erzählerin dies zum Gegenstand ihrer theoretischen und politischen Auseinandersetzung macht und sich dadurch in ein reflexives Verhältnis zu dem setzt, was gesellschaftliche Realität ist. Nachdem dies auch ermöglichen kann, sich in ein reflexives Verhältnis zur individuell-biographischen Realität zu setzen, könnte es auch die Basis dafür abgeben, sich mit einem „alternativen“ Leben in „politischen“ und „Frauenzusammenhängen“ den dominanten Geschlechterstrukturen zu entziehen und kulturelle Gegenwelten zu schaffen

(wie dies z.B. im Kontext des Zusammen-Lebens mit der Frauen-WG gelingt, vgl. 9.3.2.4). An dieser Stelle ist wiederum der Kontext des Berufs-Lebens mit dem gesamtbiographischen Projekt und anderen Konstruktionskontexten eng verknüpft.

Im Vergleich der drei Generationen der Familie Claussen/Cadenberg ergibt sich, was die Auswirkungen der Einbindung in den geschlechtshierarchisch segregierten Arbeitsmarkt auf subjektiv-biographische Konstruktionen anbelangt, damit zunächst keine lineare intergenerationale Entwicklungsdynamik. Allerdings zeigt sich eine deutliche Abhängigkeit von historischen Gelegenheitsstrukturen. So ist die Entwicklung des horizontalen Karrieremodells bei Monika Cadenberg maßgeblich dadurch bedingt, dass zur entsprechenden Zeit ein Überangebot an Stellen existierte, das den ständigen Wechsel erlaubte. Auch der Professionalisierungsprozess als politische Aktivistin, den Thea Cadenberg konstruiert, setzt bestimmte etablierte Strukturen und „Szenen“ voraus, die Produkt einer historischen Entwicklung sind. Allerdings wird dieser Professionalisierungsprozess von der Erzählerin in hohem Maße als Konsequenz einer individuellen Orientierung konstruiert, die sich über strukturelle Gegebenheiten und die Erfordernisse v.a. des Arbeitsmarktes geradezu hinwegsetzt. Auch Monika Cadenberg stellt ihre horizontale Karriere und die Professionalisierung außerhalb des Erwerbsbereichs als selbstbestimmte Entwicklung dar. Dabei wäre es zu kurz gegriffen, dies als eine Art Schönreden erfahrener Marginalisierung zu interpretieren. Beide Erzählerinnen konstruieren Entscheidungen zu Ungunsten einer Erwerbstätigkeit – die Aufgabe des Familienunternehmens bei Monika und das Ausscheiden aus der vielversprechenden Karriere in der „schicken Firma“ bei Thea Cadenberg – als widerständige Akte gegen eine Vereinnahmung durch Logiken, die zu ihren eigenen nicht passen.

Aus der individuell-subjektiven Perspektive steht also nicht unbedingt die strukturelle Marginalisierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt im Vordergrund, wenn über Erfahrungen in diesem Zusammenhang gesprochen wird. Das stellt nicht die machttheoretische Erklärung der geschlechtshierarchischen Segregation des Arbeitsmarktes in Frage, derzufolge der Kategorie Geschlecht dort eine maßgebliche Platzanweiserfunktion zukommt. Der Zusammenhang erweist sich nur aus der individuell-biographischen Perspektive als wesentlich komplizierter, weil für die individuelle Positionierung im Erwerbsleben zusätzliche Motive in Anschlag gebracht werden, die mit der Logik des Arbeitsmarkts (zumindest vordergründig) nichts zu tun haben. Dies bestätigt, dass der biographische Konstruktionskontext Berufs-Leben nicht einfach mit den Institutionen des Arbeitsmarkts zu identifizieren ist.

### 10.3 Dimensionen des Vergleichs mit den anderen Fallfamilien

Wenn die am Beispiel der Familie Claussen/Cadenberg rekonstruierten biographischen Konstruktionen im Kontext von Berufs-Leben mit denen in anderen Einzelbiographien verglichen werden, so fällt auf, dass es offensichtlich ein bestimmtes Set von Motiven gibt, die immer wieder mit einer Berufstätigkeit verbunden werden und ihren subjektiven Sinn deutlich machen. Dem soll zunächst am Beispiel der Familie Aschauer/Arndt/Aumann genauer nachgegangen werden (10.3.1).

Darüber hinaus stellt sich angesichts der starken Tendenz der ‚Verberuflichung‘ der Biographie, wie sie bei Monika Cadenberg und auch ihrer Tochter Thea Cadenberg zu beobachten ist, die Frage nach der Bedeutung des Berufs-Lebens in Biographien, in denen der Kontext des Zusammenlebens dominiert. Unter diesem Aspekt soll ein genauerer Blick auf die Biographien von Gunda Bechtel und Marianne Büttner geworfen werden (10.3.2).

#### 10.3.1 Berufstätigkeit im Spannungsfeld verschiedener Motive: Existenzsicherung – biographisches Projekt – Realisierung einer persönlichen Disposition

In der Rekonstruktion des Kontexts Berufs-Leben in der Familie Claussen/Cadenberg wurde deutlich, dass in den drei Einzelbiographien die Motive, die im Zusammenhang der Berufswahl und Erwerbstätigkeit zur Sprache kommen, sehr unterschiedlich gelagert sind. Neben sozialem Kontakt und Anerkennung, die in allen drei Biographien im Kontext des Berufs-Lebens von Bedeutung sind, steht bei Grete Claussen deutlich die Existenzsicherung im Vordergrund. Für Monika Cadenberg ist Beruflichkeit und Professionalisierung als solche ein biographisches Projekt und braucht keine weitere Begründung, auch nicht die des ökonomischen Vorteils. In Thea Cadenbergs Ausbildungskarriere wird die zunächst dominierende Verwertungsperspektive zugunsten eines übergreifenden biographischen Projekts, das auch im Rahmen des Beruf-Lebens verfolgt wird, zurückgestellt. Das Studium wird als Rahmen für die Realisierung einer schon zuvor in der Biographie manifestierten persönlichen Disposition genutzt, die in dem Wunsch nach einem „alternativen“ und „politischen“ Leben zum Ausdruck kommt.

Die drei Frauen vertreten damit verschiedene Motive, die in der biographischen Konstruktion mit einer qualifizierten Ausbildung und Berufstätigkeit in Verbindung gebracht werden, sozusagen ‚in Reinform‘. In anderen Biographien des Samples mischen sich diese Motive stärker und stellen sozusagen drei ‚Pole‘ dar, zwischen denen sich die Konstruktionen im Kontext von Berufs-Leben bewegen. An den Biographien der Familie Aschauer/Arndt/Aumann soll nun untersucht werden, wie sich diese Pole

zueinander verhalten, wenn die Berufsbiographie nicht so deutlich auf jeweils einen Pol hin ausgerichtet ist, wie in den Biographien der Familie Claussen/Cadenberg, und welche intergenerationalen Wandlungsprozesse dabei zu beobachten sind.

### 10.3.1.1 Gertrud Aschauer: Berufstätigkeit als Prinzip biographischer Akteurinnenschaft

Gertrud Aschauer berichtet im Zusammenhang ihrer Ausbildung nicht über ein Nachdenken darüber, welchen Beruf sie ergreifen möchte; es gibt keine Geschichten über eine Entscheidungsfindung in dieser Sache. Die Erzählerin stellt vielmehr ihre Entschlossenheit, „ins Kontor“ (5,5) zu gehen, von vornherein in den Vordergrund und reiht verschiedene Episoden aneinander, in denen es darum geht, diesen Entschluss gegen die Einflussnahme durch andere oder gegen widrige Umstände zu verteidigen. In dieser Hinsicht erinnern ihre Schilderungen an die von Monika Cadenberg.

Die erste Episode, in der es um eine Verteidigung der eigenen Pläne geht, ist im Kontext der Erzählung über das Landjahr auf einem Bauernhof angesiedelt.

und dann hatt ich mich ja auch bemüht - also vielmehr ich wollt ja nicht beim Bauern bleiben. nich? wollt ich nicht. ich wollte ins Kontor. dann bekam ich al- lerdings da eine Blutvergiftung beim Bauern in in dieser Hand nicht? / I: ach je / und=e ja hab war ich musst ich mit nach Oburg hin nich? und dann hör ich nur immer wie die mich gefragt haben was wollen sie denn mal werden. - ich sag ja eigentlich möchte ich mal ins Kontor. / I: mh / ja dann werden wir den Finger er- halten müssen nich? also in diesem nich? der is ja völlig - und haben sie auch. nich? (5,4-13)

Obwohl die Erzählerin zuvor sehr positiv über ihre Zeit auf dem Bauernhof spricht, distanziert sie sich von der Zukunftsperspektive, „beim Bauern [zu] bleiben“, die offensichtlich im Raum steht. Die Distanzierung wird nicht weiter begründet, aber sehr nachdrücklich mit einem eigenen „Wollen“ verbunden. Auch der Plan „ich wollte ins Kontor“ bedarf keiner weiteren Argumente; er steht als ein offensichtlich starker Wunsch und als ein Ziel, das die Protagonistin klar vor Augen hat, für sich.

Die Formulierung des Entschlusses steht jedoch im Kontext einer Situation, in der er gleichzeitig gefährdet ist. Der Verlust eines Fingers würde den Plan in Frage stellen. Aus diesem Anlass wird der Wunsch jedoch ausgesprochen und kann, da er die Anerkennung anderer findet, Einfluss auf das weitere Geschehen nehmen. Mit dem Risiko, das mit dem „Erhalten“ des Fingers eingegangen wird, bekommt die Realisierung des Plans große Bedeutung. Durch das Gelingen der Behandlung ist ein Hindernis beseitigt und gleichzeitig die Lehre als Perspektive bestätigt.

Ihr Festhalten an ihrem Berufswunsch bestätigt die Erzählerin mit der Schilderung weiterer kritischer Situationen. Da ist zunächst die Intervention der Bauernfamilie, auf deren Hof sie während des Landjahres arbeitet: „und dann ham die mich immer bearbeitet bearbeitet ich sollte da bleiben. / I: hm / ich sollte nicht eh also sollte keine Lehre machen. ich würde ganz früh heiraten.“ (5,37-40). Mit dem Angebot wird ein bestimmter Lebensentwurf sozusagen mitgeliefert. Auf die Aussicht auf eine baldige Heirat, die vermutlich eine attraktivere Perspektive als die eines eigenen Erwerbslebens darstellen soll, geht die Erzählerin jedoch gar nicht erst ein. Sie erklärt das Angebot aus dem Eigeninteresse des Bauern heraus, um dann wieder auf das Thema der Lehre zurückzukommen.

Die Suche nach einer Lehrstelle problematisiert die Erzählerin nicht, sondern konstatiert lediglich: „und eh - na und dann hab ich damals mich bemüht um eine Lehrstelle. / I: mh / und hab ich auch bekommen hier in der in Afeld in der Gestraße“ (6,20-22). Sie stellt damit ihre eigene Aktivität und Zielstrebigkeit in den Vordergrund. Eine lineare Weiterentwicklung der Geschichte entlang der Erfahrungen mit der Lehre selbst kommt hier jedoch nicht zustande, weil die Erzählerin zunächst auf eine weitere Hürde eingeht. Ihr Vater verweigert die Unterschrift unter die für den Ausbildungsvertrag nötigen Papiere. Im Sinne der unter 9.2.2.1 beschriebenen Übernahme von Verantwortung entzieht sich die Protagonistin dem Einfluss ihres Vaters, indem sie einen Vormund für sich bestellen lässt, und hält damit weiterhin unbeirrt an ihrem Vorhaben fest.

Erst nachdem diese Episode und eine weitere reflektierende Auseinandersetzung mit der Rolle des Vaters abgeschlossen ist, nimmt die Erzählerin den Faden der Lehre wieder auf. Die Nennung zusätzlicher Details wird nochmals unterbrochen durch die Beschreibung weiterer Hindernisse: Zunächst folgt eine Hintergrundkonstruktion über die mangelnde Schulbildung als Voraussetzung für die Lehre, dann berichtet die Erzählerin ausführlich über ihre Erlebnisse während der Luftangriffe auf Afeld, die während ihrer Lehrzeit stattfinden und diese unterbrechen. Am Ende dieser Geschichte steht jedoch das buchstäbliche ‚Wiederfinden‘ des Arbeitsplatzes in einer Trümmerlandschaft und die improvisierte Wiederaufnahme eines Arbeitsalltags. Erst hier spricht die Erzählerin ausführlicher über die Ausbildung selbst.

Obwohl durch die vielen Hintergrundkonstruktionen und die Wichtigkeit anderer Erlebnisse, z.B. des Bruchs mit dem Vater oder der Luftangriffe, keine zusammenhängende Erzählung über die Lehre zustande kommt bzw. diese gegenüber anderen Themen in den Hintergrund tritt, wird hier sehr deutlich, dass der Erzählfaden der Lehre sich dennoch durchzieht, vielleicht sogar in gewisser Weise die vielen anderen Erzählfäden zusammenhält. In jedem Fall demonstriert die Erzählerin eindrucksvoll ihr Festhalten an einem biographischen Projekt trotz vieler Widrigkeiten. Obwohl sie weder über zugrunde liegende Motive, wie z.B. eine be-

stimmte inhaltliche Interessenlage oder soziale Aufstiegsambitionen Auskunft gibt, noch eine wirtschaftliche Verwertungsperspektive der Erwerbsarbeit einführt, macht sie die Lehre als ihr eigenes Vorhaben konsequent zum Thema.

In einer späteren Interviewpassage wird jedoch gerade die ökonomische Seite der Berufstätigkeit zum Gegenstand einer ausführlichen Auseinandersetzung. Als die Protagonistin ein Angebot bekommt, ihre Berufstätigkeit nach der Geburt ihrer Tochter wieder aufzunehmen, weigert sich ihr Ehemann, dem zuzustimmen. Die Erzählerin reflektiert dies zunächst als einen Akt des „Unterdrückens“ (15,30). In der Auseinandersetzung unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt eignet sie sich ihre Situation jedoch wieder an:

und als wir dann in die Astraße zogen da hab ich denn gedacht - na kannst doch mal versuchen. - also ich wollte dann gerne auch wieder arbeiten als ich ja nur dieses eine Kind hatte nich? / I: mh / ich kriegte ja das zweite noch nicht. - da mussten sie schon damals 48 Mark für n Kindergarten bezahlen. in der Woche. / I: in der Woche? / in der Woche. - nämlich als wir da einzogen musste mein Mann schon das Fünffache von der Miete verdienen. das war früher so. und das waren damals 500 Mark 52. das war viel Geld. nich? und danach mussten sie den Kindergartenplatz auch bezahlen. und denn hab ich mir ausgerechnet - wenn ich wieder ins Geschäft gehe - ich hätte höchstens 250 Mark verdient das war damals das wär n Haufen Geld gewesen. nich? im Monat. ja was hatt ich denn über? - gar nichts. ich hätte immer gut zum Frisör gehen müssen immer mit gut gekleidet und hätt n ganzen Tag - und wär abends abgespannt nach Hause gekommen so ungefähr nich? / I: mh / na und da hab ich s nicht gemacht. / ((hustet)) / und ich hätte das auch nicht gedurft mein Mann hätte auch Theater gemacht kann ich Ihnen sagen. (15,44-16,10)

Die Erzählerin klärt hier im Zusammenhang mit dem Wunsch nach einer Berufstätigkeit zunächst die Vereinbarkeitsfrage; mit der Feststellung, dass sie ja nur „dieses eine Kind hatte“, verweist sie, auch unter der Voraussetzung, dass sie alleine für die Betreuung des Kindes zuständig ist, sozusagen auf freie Kapazitäten. Dann macht sie dennoch eine Rechnung darüber auf, in der die Sicherstellung der Kinderbetreuung der wichtigste Posten ist. Die Kosten für einen Kindergartenplatz werden gegen den finanziellen Ertrag einer Erwerbstätigkeit aufgerechnet. Unter Einbeziehung weiterer Kosten und der Auswirkungen auf das eigene Wohlbefinden (und möglicherweise der weiteren Verfügbarkeit für die Familie) fällt die Bilanz negativ aus. Damit stellt sich die Erzählerin auf den Standpunkt, dass sich die Erwerbsarbeit in jedem Fall finanziell lohnen muss. Diesem Argument gibt sie mehr Gewicht als dem eigenen Wunsch. Durch die Klarstellung, dass die Entscheidung letztendlich bei ihrem Mann gelegen hätte, drängt sich jedoch die Lesart auf, dass die Erzählerin mit ihrer Kalkulation des finanziellen Ertrags ein ‚objektives‘ Argument liefert, mit dem sie sich so-

zusagen leichter mit der Entscheidung abfinden kann, die nicht ihre eigene war.

Die Wirtschaftlichkeitsfrage ist offensichtlich je nach Zusammenhang unterschiedlich bedeutsam, abhängig davon, wie die Verhandlungspositionen der Beteiligten sind. Dafür spricht auch, dass solche Kalkulationen bei der späteren Berufstätigkeit der Protagonistin überhaupt keine Rolle mehr spielen, weder als Argument dafür noch dagegen. Die Berufstätigkeit wird sehr deutlich als Ausweg aus der Krise beschrieben, die die Erzählerin als Folge des Konflikts mit den Schwiegereltern schildert. An die Beschreibung des Verlaufs ihrer psychosomatischen Erkrankung schließt sie als weiteren Auslöser für eine Wende den Tod einer Freundin an und konstruiert folgende Konsequenz:

na das [der Tod der Freundin, C.T.] war denn da und dann das mit meinen Schwiegereltern. und - und da hab ich gesagt so. - jetzt fängste an zu jetzt suchste dir Arbeit und das ich suchte mir gar nicht. hier gegenüber wohnte auch eine - Witwe. / I: mh / das war auch mit Klaus waren die befreundet. und die hatte - die sagte zu mir weißt du was Frau Aschauer das is was für Sie. ich suchte eigentlich nur ne Beschäftigung. so ne kleine. / I: mh / vier Stunden morgens mehr nich. dann bin ich in diesen Plünläden von Peters angefangen. das waren früher richtige Plünläden. da in ich - da hab ich nicht gekauft da warn auf der Esbachallee zwei Stück von den / in diesen Plünläden bin ich nicht reingegangen fing ich da selber an. ((schmunzelnd)) // I: (lacht) / (23,2-13)

Mit dem demonstrativen Einnehmen einer Handlungsperspektive – „und da hab ich gesagt so.“ – beendet die Erzählerin das Erzählschema der Verlaufskurve, das zuvor vorherrschte. Sie markiert hier eine Wende, einen neuen Anfang, indem sie sich wieder als aktiv Handelnde darstellt. Dabei scheint zunächst nicht so entscheidend zu sein, was der Inhalt dieser neuen Aktivität ist; warum die Protagonistin den Neuanfang ausgerechnet an einer erneuten Berufstätigkeit festmacht, wird nicht weiter erklärt. Dennoch wirkt dies in sich schlüssig und wird vielleicht gerade deshalb nicht vertieft. Im bisherigen Verlauf des Interviews waren Schilderungen der Ausbildung mit einem expliziten Handlungsschema verbunden, während sich mit der Familiengründung und der Einbindung in neue verwandtschaftliche Zusammenhänge die Verlaufskurve etablierte. Die Familiengründung bzw. die Entscheidung des Mannes wurde als Grund für die Aufgabe bzw. als Hindernis für die Wiederaufnahme der Berufstätigkeit genannt. Von daher macht es auf der individualbiographischen Ebene Sinn, sich von der Verlaufskurve durch die Zuwendung zu einem anderen Konstruktionskontext zu distanzieren, in dem bisher ein Handlungsschema dominierte. Zum anderen wird etwa seit der Zeit, über die die Erzählerin hier spricht (1970er Jahre), im gesellschaftlichen Diskurs die Selbständigkeit von Frauen mit Berufstätigkeit in Zusammenhang gebracht bzw. ihre Selbstständigkeit überhaupt erst wertgeschätzt. Auch die rechtliche Möglichkeit,

ohne Einwilligung des Gatten berufstätig zu sein, besteht seit dieser Zeit (vgl. 2.3.1).

Sehr eindrücklich illustriert die Erzählerin, dass es hauptsächlich ‚ums Prinzip‘ geht, überhaupt einer außerhäuslichen Tätigkeit nachzugehen. Sie nimmt eine Gelegenheit wahr, die sich ihr sozusagen von selbst bietet, spricht lediglich von einer „Beschäftigung“ und macht sehr deutlich, dass das Geschäft, in dem sie arbeitet, nicht einmal als Kundin ihren Ansprüchen genügt hätte. Dieses demonstrative Absehen von der inhaltlichen Seite der „Beschäftigung“ oder von Prestigefragen unterstreicht die Wichtigkeit der Tätigkeit an sich.

Durch die eindrückliche Verknüpfung der biographischen Wende mit der „Beschäftigung“ wird klar, dass in Gertrud Aschauers Lebensgeschichte die Bedeutung der Berufstätigkeit noch über die eines biographischen Projekts hinausgeht. Sie wird zu einem Prinzip biographischer Akteurinnenschaft überhaupt. Allerdings bezieht sich dies auf die biographische Handlungsfähigkeit insgesamt und weniger auf die Ausgestaltung der Berufstätigkeit selbst. Insbesondere ihre weitere Karriere stellt die Erzählerin als eher zufällig und von ihrer Seite unbeabsichtigt dar. Sie führt ihre schnelle Beförderung zur Filialeiterin auf das Interesse der Vorgesetzten an ihrem zupackenden Verhalten und der Durchsetzungsfähigkeit zurück, die sie an den Tag legt. Die Erzählerin zeigt zwar ihren Stolz auf ihre Leistungen, distanziert sich aber von einer Karriere um der Karriere willen. Das macht sie vor allem an der Entscheidung fest, zunächst wegen der Erkrankung ihres Mannes und später wegen der eigenen Gesundheit eine verantwortliche und gut bezahlte Position zugunsten einer einfachen Verkäuferinnenstelle aufzugeben. Somit bleibt hier die Berufstätigkeit von der Frage der Ökonomie weitgehend abgekoppelt; sie wird sozusagen in den größeren Rahmen anderer ‚ideeller‘ Ökonomien gestellt.

### 10.3.1.2 Marlies Arndt: Mehrdimensionale Verschränkung von Berufstätigkeit und Lebensentwurf

Bei Marlies Arndt wird, anders als bei ihrer Mutter, die Berufswahl ganz explizit mit dem Vorhandensein von Neigungen und Talenten und mit der Frage der Lebensplanung verbunden:

mein Vater weil ich so gut in Mathematik war ich mein man muss sich auch ja wirklich mal reinziehen - hat gesagt mach was mit Mathematik, und die Computer kommen in der Zukunft und wollte mir sozusagen einen richtig\_e / männer-typischen Beruf angedeihen lassen ((lachend)) / und dann denk ich hab ich in Protest / ((lacht)) / hab ich gesagt - will ich aber nicht. mach ich aber nicht. - ich war recht gut in Kunst auch / I: mh / noch und=e hatte von meiner Mutter auch ziemlich viel gelernt an praktischen Geschichten - hab gesagt ich möchte gern auf die Werkkunstschule gehen. / I: mhm / was Brotloses machen / ((lacht)) / und

ehm - - ja. also ich also ich hatte hatte schon immer aber auch son son Flair glaub ich zu solchen Sachen ja? also mir gefielen eh irgendwie so n bisschen eh größere Familien gut. also ich fand diese diese Familie sehr klein also ich fand irgendwie glaub ich so italienische Großfamilien schon immer immer toll und so mehrere Generationen unter einem Dach und - also sowas fand ich schon alles schön und ich fand auch so so Kunst und sowas fand ich auch gut also so bisschen=e ja dieses so Büro sitzen und so fand ich fand ich irgendwie ganz spießig / I: mh / und ganz fürchterlich (12,31-58)

Die Verbindung zwischen bereits sichtbar gewordenen Qualitäten der Protagonistin und einer „Zukunft“ wird hier zunächst vom Vater vertreten. Die Pointe, die die Erzählerin hier macht, ist die Überschreitung einer Geschlechtergrenze, die der Vater mit seinem Vorschlag begeht und die im Kontrast zu der Charakterisierung des Vaters als konservativ steht. Doch das sozusagen Fortschrittliche an der Intention des Vaters ist nicht nur der „männertypische Beruf“, auf den die Erzählerin hier abhebt, sondern es besteht bei näherem Hinsehen schon in der konsequenten Verbindung von Berufswahl und „Zukunft“. Mit der Prognose „die Computer kommen in der Zukunft“ wird gleichzeitig etwas über die potentielle Zukunft der Tochter ausgesagt: Eine Ausbildung in diesem Bereich würde ihre Existenzgrundlage oder sogar eine Karriere absichern. Das, neben dem Verweis auf die schulischen Leistungen und das dahinter vermutete Potenzial, ist das Argument, das hinter dem Vorschlag des Vaters steht. Damit steht im Hintergrund die Vorstellung einer für den gesamten Lebenslauf relevanten Berufsperspektive, nicht nur einer zeitlich beschränkten Erwerbstätigkeit bis zu einer Familiengründung.

Ihre Ablehnung des Vorschlags begründet die Erzählerin mit der grundsätzlichen „Protest“-Haltung gegenüber dem Vater. Ihre Argumente für ihre eigene Wahl folgen jedoch derselben Logik wie die ihres Vaters. Sie verweist auf durch schulische Leistungen nachgewiesene Begabungen und Interessen sowie auf bereits erworbene Erfahrungen und Qualifikationen. Die konkrete Ausbildung, die sie daraus ableitet, zielt jedoch – anders als die vom Vater vorgeschlagene – ausdrücklich nicht auf eine wirtschaftliche Absicherung ab. Die Erzählerin bezieht sich damit auf ein dem Wertesystem des Vaters entgegengesetztes und formuliert demonstrativ einen programmatischen Verzicht auf optimale ökonomische Verwertbarkeit des zu Erlernenden. Die Überzeichnung, die hierin steckt, zeigt eine selbstironische Distanzierung der Erzählerin.

Auch in der Verbindung der Ausbildungspläne mit einer Zukunftsperspektive steckt eine ähnliche Logik wie in der Argumentation des Vaters. In Abgrenzung von ihm zeichnet die Erzählerin ihre eigenen Zukunftsvorstellungen jedoch präzise vor. Paradoxerweise geht sie in dem im Kontext der Berufswahlfrage gezeichneten Lebensentwurf gar nicht auf die Berufstätigkeit ein, sondern bindet das „brotlose“ Künstlerinnendasein in ein Gesamtbild ein, das vor allem von der Frage des Zusammen-Lebens bestimmt

ist. Hier sind also zwei biographische Konstruktionskontexte ineinander verwoben. Dabei ist wiederum die Abgrenzung von der Herkunftsfamilie leitend. Mit dem Verweis auf die ‚Spießigkeit‘ einer Büroexistenz bezieht sich die Erzählerin wieder auf den Bereich des Berufs-Lebens, ordnet diesen aber gleichzeitig einer gesamtbiographischen Perspektive bzw. der Frage eines generellen Lebensstils unter. Dies trifft auch dort zu, wo sich die Erzählerin mit ihrer Berufsorientierung explizit von dem „Hausfrauen-dasein“ ihrer Mutter abgrenzt.

Im weiteren Verlauf der Lebensgeschichte kollidieren jedoch bei der Realisierung des beschriebenen Lebensentwurfs die beruflichen Perspektiven und die etablierte Form des Zusammen-Lebens. Dies macht die Erzählerin im Zusammenhang des Nachdenkens über eine Trennung von ihrem Ehemann kurze Zeit nach der Heirat deutlich:

und das war eigentlich dann so n Punkt wo ich irgendwie gedacht hab das geht auch nicht mehr ich muss mich jetzt hier wieder scheiden lassen oder ich muss wieder - zurück und auch ich hatte inzwischen sozusagen noch nicht eh - ja so beruflich eigentlich=e außer dass ich eben wie gesagt diese freiberuflichen Sachen gemacht habe da eben kam da auch irgendwie nicht weiter ja? also war auch ziemlich abhängig find ich also wie so davon dass er Geld verdiente und so - und das gefiel mir alles überhaupt nicht. (21,3-9)

Der Umzug nach Gestadt, der mit der Entscheidung für die Beziehung zum späteren Ehemann verbunden war, wird hier als eine berufliche Sackgasse beschrieben. Dies ist zugleich – neben anderen, die zuvor aufgeführt wurden – ein Argument für eine Trennung. Die Lebenssituation als Hindernis für ein berufliches Fortkommen ist dabei nur ein Aspekt, der zeigt, dass der Beziehung keineswegs automatisch die größere Bedeutung beigemessen wird. Die durch die Gesamtsituation bedingte ökonomische Abhängigkeit ist kein Grund, die Beziehung aufrecht zu erhalten, sondern vielmehr ein Argument, die Beziehung zu lösen, um sich die Basis für eine Unabhängigkeit schaffen zu können. Die Unabhängigkeit selbst wird damit zu einem maßgeblichen Wert. Das ist eine grundlegend andere Logik, als die Erzählerin sie auf die Biographie ihrer Mutter anwendet. In deren finanzieller Abhängigkeit sieht sie den Grund für das Weiterbestehen der Ehe der Eltern trotz gravierender Krisen: „gut aber die Ehe meiner Eltern ist natürlich trotzdem zusammengeblieben weil meine Mutter ja wie gesagt auch gar nicht arbeiten war ich weiß nicht wenn sie vielleicht schon von Anfang an arbeiten gegangen wär hätte sie sich vielleicht auch getrennt ja von ihm“ (6,15ff).

Nachdem die erste große Krise in ihrer eigenen Ehe auf der Ebene der Partnerbeziehung beigelegt und von den Problemen des beruflichen Fortkommens zunächst keine Rede mehr ist, findet sich die Protagonistin nach der Geburt ihres ersten Kindes erst recht in einer Situation wieder, die sie zuvor abgelehnt hat. Die Erzählerin identifiziert diese Situation als analog

zu dem Hausfrauen-Dasein ihrer Mutter und ergreift die Option eines Studiums über den zweiten Bildungsweg (vgl. 9.2.3.4). Die Begabtensonderprüfung und das anschließende Studium sind als berufliche Weiterentwicklung sozusagen der Ausweg aus einer biographischen Sackgasse, in der das Abweichen von den eigenen Ansprüchen und von einem ursprünglichen und sehr expliziten biographischen Projekt offensichtlich wird. Im Studium spielt neben dem fachlichen und politischen Engagement (vgl. 11.1.1.3; 11.1.1.4) jedoch auch der Aspekt der finanziellen Unabhängigkeit eine Rolle:

also ich hab hab da schon dann auch ziemlich straight eh studiert also jetzt nicht eh gab viele die also als ich da ankam irgendwie schon im fünfunddreißigsten oder vierzigsten Semester waren / ((lacht)) / die man dann auch kennen gelernt hatte die sicher noch viel hoch wichtigere Sachen zwischendrin gemacht haben aber ich wollte dann auch nicht ewig bleiben. also ich wollt dann auch irgendwann fertig sein und endlich endlich dann möglichst auch eh mein eigenes Geld verdienen / ((lacht)) / (26,12-17)

Dass beim „eigenen Geld“ vor allem der Aspekt des „Eigenen“, der Eigenständigkeit und Unabhängigkeit bei der Entscheidung über das eigene Handeln im Vordergrund steht, macht die Erzählerin später an einem markanten Detail klar:

ich hatte hatte sozusagen diese Stelle dann [bei Abschluss des Studiums, C.T.] auch schon - und hab eigentlich ja mein ganzes Geld dann dafür ausgegeben sozusagen für ne Kinderfrau und für n Kindermann noch / ((lacht)) / [...] also es war ja schon dass ich mir das so n bisschen um mich rum geschaffen habe damit ich ehm meine Sachen auch machen kann (28,42ff 29,1)

Das verdiente Geld ist hier ein Mittel zum Zweck, es wird sofort ‚re-investiert‘, um die Tätigkeit, mit der es verdient wurde, zu ermöglichen. Die Tatsache, dass hier eine Zuständigkeit der Frau für die Kinderbetreuung vorausgesetzt ist und sie sich mit dem erwirtschafteten Geld sozusagen von ihren Pflichten freikaufte, wohingegen der Mann, dessen Erwerb für den Familienunterhalt sorgt, der ‚Ernährer‘ bleibt, wird hier nicht problematisiert. Nur die ‚Unwirtschaftlichkeit‘ des Arrangements wird mit einem Lachen kommentiert, das eine gewisse Ironisierung bedeuten könnte. Dass die Unwirtschaftlichkeit jedoch gerechtfertigt ist, vertritt die Erzählerin sehr offensiv mit dem Verweis auf „meine Sachen“. Die Frage, ob die Berufstätigkeit sich überhaupt ökonomisch rechnet, wird hier zurückgestellt gegenüber dem Anspruch auf Berufstätigkeit überhaupt, der als zentraler Bestandteil des Lebensentwurfs mehrmals explizit formuliert wurde. Doch auch hier liegt noch eine Differenzierung vor: Wenn von „meinen Sachen“ die Rede ist, ist der Anspruch möglicherweise sogar noch weitergehend als ein Anspruch auf Berufstätigkeit. Die Formulierung „meine

Sachen“ impliziert, dass die Inhalte der Erwerbstätigkeit auch eine von der Protagonistin bestimmte Qualität haben müssen. Damit wird das „eigene Geld“, das die Realisierung einer solchen Erwerbstätigkeit erlaubt, noch viel mehr zu einer Ressource für Selbstbestimmung.

### 10.3.1.3 Tina Aumann: Gratwanderung zwischen „Sich-Verwirklichen“ und ökonomischer Unabhängigkeit

Tina Aumann legt, anders als alle Vertreterinnen der älteren Generationen, schon durch die ersten Abschnitte ihres Interviews hindurch eine deutliche Spur zu ihrer späteren Berufsausbildung als Graphikerin. Dies beginnt schon mit der Erzählung über den Kinderladen:

also wir hatten da wirklich - glaub ich ne ne Menge Spaß und jeder konnte sich da verwirklichen - wo er irgendwie Interessen hatte / I: mh / das war jetzt überhaupt kein Zwang also wir waren halt im Kinderladen oder ich war im Kinderladen - und=e da hab ich halt irgendwie tja das machen können was ich so - als als Kind toll fand das waren irgendwie also Birgit hat das irgendwie immer erzählt also s Schönste was ich irgendwie immer gemacht hab war irgendwelche kleinen - Perlen und Ketten und also je kleiner desto besser - dann hab ich da irgendwie mich schon künstlerisch ausgetobt / I: mh / und hatte dann einfach irgendwie immer mein meinen Heidenspaß glaub ich da. irgendwie kreative kleine Ketten und zu basteln und so weiter (3,23-33)

An dieser Stelle wird zum ersten Mal formuliert, was die Erzählerin über das gesamte Interview hinweg als eine Art Programmatik für ihre berufliche Entwicklung rekonstruiert. Sich zu „verwirklichen“ ist der Kern dieser Programmatik. Diese Formulierung benutzt die Erzählerin außer an dieser Stelle nur in Kontexten, wo es um berufliche Tätigkeiten geht, und dann sowohl in Bezug auf sich selbst als auch auf ihre Eltern und ihren Partner. „Sich verwirklichen“ kann übersetzt werden mit der Realisierung eines Potentials oder einer Disposition, die bereits vorhanden ist und die in der Person selbst liegt. Hier geht es zunächst um die „Interessen“ der Kinder im Kinderladen. Für die Protagonistin ist das „Sich-Verwirklichen“ zusätzlich als eine künstlerische Tätigkeit beschrieben; dies könnte so verstanden werden, dass etwas Ungegenständliches, eine Idee oder Vorstellung oder etwas ‚Inneres‘ realisiert und in etwas Gegenständlichem zum Ausdruck gebracht wird. „Sich verwirklichen“ hat damit eine zweifache Bedeutung: Die der Realisierung einer persönlichen Disposition und die des künstlerischen Ausdrucks.

Die Bedingung, an die die Erzählerin die Möglichkeit zur „Verwirklichung“ knüpft, ist ihre Selbstbestimmung. Sich „künstlerisch austoben“ zu können (ein weiteres Motiv, dass sich im Verlauf des Interviews im Kontext der Berufstätigkeit wiederholt), setzt voraus, dass „kein Zwang“ ausgeübt wird. Die künstlerische Tätigkeit ist auf sich selbst bezogen, wie

sich an dem Beispiel des Kettenbastelns zeigt. Sie ist nicht auf das Ergebnis ausgerichtet – auf dieses geht die Erzählerin kaum ein – sondern auf den Umgang mit dem Material („je kleiner desto besser“). Der „Spaß“ ist schon mit dem Tun verbunden und das wichtigste ‚Ergebnis‘ der künstlerischen Betätigung. Die Momente ‚Freiheit‘ und ‚Spaß‘ sind eng mit dem Programm des „Sich-Verwirklichen“ verknüpft und tauchen auch später wieder in dieser Kombination auf.

In einer anderen Episode rekonstruiert die Erzählerin ihre kindliche Disposition noch stärker in Bezug auf ihre spätere Berufstätigkeit:

also ich weiß noch dass dass ne Mutter also die Veronika mit der wir eben auch so noch heute Kontakt haben / I: mh / dass die immer also ich hab immer meine Schuhe irgendwie damals konnt ich noch keine Schleifen machen und dann sollte ehm sollten halt immer die Eltern oder so wenn die uns dann abgeholt haben mir dann halt die Schuhe zubinden und dann hat irgendwie Veronika versucht mir eine Schleife zu binden die ich dann auch akzeptiert habe weil / I: mh / ich habe natürlich nicht jede Schleife akzeptiert die musste wirklich perfekt sein also - da war ich schon immer sehr perfektionistisch wenns dann eben um gewisse Sachen ging die ehm auch vielleicht was mit Gestaltung zu tun haben. also ich bin eigentlich eher n praktischer Typ ich eh kann halt gut irgendwie eh im kreativen Bereich irgendwie so eh mich mich austoben und da irgendwie auch da weiß ich genau was ich will und was ich gut finde (6,47-7,9)

Anhand dieses Beispiels schreibt sich die Erzählerin Dispositionen und Eigenschaften zu, die sie „schon immer“ hatte und die sie jetzt aus ihrer gegenwärtigen Perspektive einer Professionellen einordnet. Damit wird das, was nun die Grundlage ihrer Professionalität ausmacht, stark in ihrer Person als eine Art Anlage verankert, die sozusagen von Kind an auf „Verwirklichung“ drängte und der in der Kindheit die Freiheit des Kinderladens und die Bereitschaft der Erwachsenen, darauf einzugehen, entgegen kam. Wenn die Erzählerin in diesem Zusammenhang von Perfektion(ismus) und „Gestaltung“ spricht, benutzt sie eher Vokabeln, die sich auf ihre aktuelle professionelle Tätigkeit beziehen könnten und stellt damit eine starke Kontinuität von der Kindheit bis zur Gegenwart her. Mit dem Aufgreifen des Motivs, ein bestimmter „Typ“ zu sein, untermauert sie ihre Interpretation. Sie schreibt sich damit ganz grundlegende, unabänderliche Eigenschaften zu, die zugleich ihre persönlichen Ressourcen darstellen. Aus dem „Typ“ leiten sich Fähigkeiten ab („ich kann gut...“), die aber gleichzeitig bezogen bleiben auf die „Verwirklichung“ eigener, aus der eigenen Person heraus festgelegter Maßstäbe.

Ihre Erfahrungen in der Schule beschreibt die Erzählerin als Konfrontation mit einem System, das diese Fähigkeiten gegenüber der Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung marginalisiert und keinen Raum zur Entfaltung lässt. Damit gibt sie der Verwirklichung ihrer persönlichen Dispositionen

jedoch gleichzeitig einen teleologischen Charakter. Sich die Möglichkeit zur Entfaltung wieder zu schaffen, wird zur bestimmenden Perspektive:

ich war eigentlich immer immer froh zu wissen dass ich bald mein Abi hab und dass ich dann irgendwie draußen bin und dass ich dann endlich die Sachen machen kann die ich schon immer machen wollte - ich wusste aber dass ich natürlich das Abitur machen muss damit ich irgendwie auch oder damit ich halt auch studieren kann. / I: mh / also das war dann irgendwie natürlich für mich ganz wichtig - dass ich das dann auch ehm schaffe. um das dann endlich zu machen / ((lacht)) // I: mh / zu studieren. (8,12-21)

Das Anpeilen des Studiums als Ziel wird hier als bestimmend für das Umgehen mit der unbefriedigenden Schulsituation rekonstruiert. Das Abitur wird zu einer Hürde, die auf dem Weg zum Ziel genommen werden muss. Für die Zeit, von der sie hier berichtet, macht die Erzählerin damit ein Vorgreifen auf die Zukunft zu einer besonders relevanten Größe.

Dass das Studium so eindeutig als Zukunftsperspektive ins Auge gefasst wird, hängt mit der Konstruktion der Ausbildung als Rahmen zur Realisierung persönlicher Dispositionen, also zum „Sich-Verwirklichen“ zusammen. Wesentlich ist, „dass ich dann endlich die Sachen machen kann die ich schon immer machen wollte“. Dazu ist es offensichtlich gar nicht nötig, die Vorstellung vom Studium zu konkretisieren, etwa einen Studiengang zu nennen. Die Kontinuität und Kohärenz, die hier konstruiert wird, ist so hoch, dass dies angesichts der gelungenen Einmündung in den Beruf der Grafikerin überflüssig ist.

Entsprechend reibungslos stellt sich in der weiteren Erzählung der Übergang vom Abitur zum Studium dar. Ohne weitere Erläuterung reiht die Erzählerin die Erstellung einer Mappe, die Bewerbung an verschiedenen Kunsthochschulen, die Zulassung und den Studienbeginn aneinander. Von Orientierungsproblemen oder einer Entscheidungsfindung, wie sie bei Thea Cadenberg und Tanja Büttner beschrieben werden, ist hier keine Rede.

Gleich im Anschluss evaluiert die Erzählerin ihr Studium als „das Beste was mir passiert ist“ (25,45). An anderer Stelle führt sie das näher aus:

dann hab ich dann irgendwie - weiß nicht insgesamt hab ich glaub ich paar Jahre halt studiert mit Diplomarbeit - war immer engagiert hab - viele viele Aktionen mitgemacht Ausstellungen also / I: mh / so da hab ich dann irgendwie endlich das gemacht was ich irgendwie immer wollte und - hab ehm hab da wirklich auch gute Sachen gemacht also so - was natürlich jetzt so im Arbeitsleben manchmal zu kurz kommt - und ja hab eben viel Malkurse und hab irgendwie war ganz kreativ irgendwie. das war hat echt Spaß gemacht (26,29-36)

In dieser Passage werden Motive aufgegriffen, die schon in der Erzählung über den Kinderladen eine Rolle gespielt haben. So gibt es eine deutliche

Analogie im Moment des „Sich-Verwirklichens“; hat die Protagonistin hier „endlich das gemacht was ich irgendwie immer wollte“, so wird eine bestimmte Disposition, ein „Interesse“ vorausgesetzt. Im Gegensatz zum Kinderladen tritt diese Disposition an dieser Stelle allerdings in Form eines expliziten Wollens zu Tage, das auch eine Vorgeschichte hat. Ein zweites, parallel zu der Kinderladensituation angelegtes Element ist der „Spaß“, der sich unmittelbar aus dem Tun ergibt, und die Befriedigung angesichts der eigenen Arbeit. Noch deutlicher als bei den Perlenarbeiten im Kinderladen lässt die Erzählerin hier durchblicken, dass sie auf die Produkte ihres Tuns stolz ist. Zum Dritten wird implizit die Freiheit von Zwängen als Charakteristikum der Situation genannt. Im Vergleich zum „Arbeitsleben“, in dem „gute Sachen [...] zu kurz [kommen]“, war während des Studiums Gelegenheit dazu. Das Studium kann also auch als ein von äußeren Zwängen z.T. befreiter Raum betrachtet werden.

Hier zeigt sich also zum wiederholten Male eine deutliche Kontinuität in der Konstruktion, die auch weiter aufrecht erhalten wird. Das Moment der „Freiheit“ und das der „Verwirklichung“ spielen auch bei der Evaluation der beruflichen Situation seit Ende des Studiums eine Rolle:

aber das war dann eben so ehm einfach ehm sehr angewandt dann nicht mehr so frei / ((lacht)) / I: mh / so wies halt is. also - und aber trotzdem - hab ich hab ich das irgendwie ehm kann ich das auch ganz gut also ich kann dann letztendlich auch ehm also ich hab da nicht so das Gefühl also ich kann mich da auch verwirklichen. / I: mh / ne? auch wenn ich dann für die [Bank, C.T.] was mache ehm manchmal ärger ich mich dann auch und würde lieber irgendwie was für ne - für ne Galerie machen oder so / I: mh / oder mich mehr mit mit irgendwelchen schrägen Künstlern umgeben aber - aber irgendwie hab ich jetzt auch nicht unbedingt das Umfeld dass ich jetzt auf einmal also selbst meine Freundinnen vom Studium sind eigentlich nicht jetzt irgendwie sind jetzt nicht total crazy / I: mh / sondern irgendwie alle müssen se irgendwie Kohle verdienen (27,35-49)

Mit der Einmündung in den Arbeitsmarkt muss die künstlerische Qualifikation „angewandt“ werden; sie unterliegt damit den Regeln des Marktes und ist auf ein Produkt ausgelegt. Damit geht das Moment der Freiheit, das bislang konstitutiv zum Zusammenhang des „Sich-Verwirklichens“ gehörte, weitgehend verloren. Dennoch kann die Erzählerin diesen Maßstab der „Verwirklichung“ argumentativ ‚retten‘, indem sie ihn vom Motiv der „Freiheit“ abkoppelt. Das Argument dafür ist zum einen die Feststellung, dass es so, wie es jetzt ist, auch geht, dass der Anspruch auf Verwirklichung auch unter anderen Bedingungen weitgehend erfüllt ist. Zum anderen liegt die Alternative sozusagen sozialräumlich zu fern; die Erzählerin markiert einen Gesichtskreis und definiert über ihre ‚Peer Group‘ eine Normalität, die gleichzeitig die Alternative außer Reichweite rückt und das Bestehende bestätigt. Das Maß, das neben dem Anspruch auf „Verwirklichung“ angelegt wird, ist also das einer geteilten sozialen Realität, die die

Erzählerin nüchtern als die ihre anerkennt. Das dritte Argument, das den Verlust der Freiheit rechtfertigt, ist der Anspruch, mit der künstlerischen Arbeit Geld zu verdienen und der Zwang, die eigene Existenz zu sichern. Dies wird nicht mehr weiter kommentiert, sondern kann als unmittelbar einsichtig stehen bleiben. Das Argument ist eingebunden in einen Erzählstrang, in dem die Erzählerin die Bedeutung ihrer ökonomischen Unabhängigkeit betont. Nachdem sie die Abhängigkeit von ihren Eltern problematisiert hat und großen Wert darauf legt, dass sie durch die Unterstützung ihrer Eltern nicht von ihrem Ehemann abhängig ist, verweist sie in Zusammenhang mit dem Abschluss des Studiums konsequent auf ihre finanzielle Unabhängigkeit. Sie spricht von dem „Gefühl ich muss jetzt ganz schnell irgendwie auf eigenen Beinen stehn und wollte irgendwie auch alle entlasten“ (27,18f). Der eigene Verdienst ist von zentraler Bedeutung bei der Ausbalancierung von Abhängigkeit und Unabhängigkeit in der Partnerschaft (vgl. 9.2.4.3).

In Tina Aumanns Erzählung dominiert insgesamt die Konstruktion der Berufstätigkeit als Konsequenz eines schon früh erkennbaren künstlerischen Talents; die Berufstätigkeit wird also als Realisierung einer vorhandenen Disposition angelegt. Dazu tritt die ökonomische Seite der Berufstätigkeit in Konkurrenz; wenn die Protagonistin mit dem, wozu sie qualifiziert ist, ihre wirtschaftliche Existenz sichern will, muss sie, was ihre künstlerische Freiheit anbelangt, Kompromisse machen.

#### 10.3.1.4 Intergenerationale Wandlungsprozesse

Im Vergleich der Biographien von Gertrud Aschauer, Marlies Arndt und Tina Aumann lässt sich bezüglich der im Sprechen über die Berufstätigkeit verwendeten Motive eine Verschiebung der Gewichte erkennen. Vor allem die Konstruktion der Berufstätigkeit als Realisierung einer schon zuvor vorhandenen Disposition scheint über die drei Generationen hinweg an Bedeutung gewonnen zu haben. Bei der Großmutter spielt dies noch keine Rolle; die Mutter zieht ihre Neigungen als ein Argument unter anderen im Zusammenhang ihrer Berufswahl heran. Die Enkelin schließlich macht ihre Entwicklung vom begeisternd bastelnden Kind bis zur professionellen Grafikerin zu einem zentralen, in sich konsequenten und logischen roten Faden innerhalb ihrer gesamten Biographiekomposition. Dies korrespondiert auch mit dem Eindruck, der bezüglich des „Verwirklichungs“-Motivs bei der Familie Claussen/Cadenberg entsteht: Dort ist ebenfalls in der jüngsten Generation die Realisierung einer persönlichen Disposition – in diesem Fall des „Politisch“-Seins – das zentrale Moment in der Ausbildungskarriere. In beiden Familien kann also von einer zunehmenden Bedeutung des Kontexts Berufs-Leben als Rahmen für die Realisierung von sich schon zuvor in der Biographie manifestierenden, inhaltlich bestimm-

baren Talenten, Neigungen oder Zielen gesprochen werden, denen dadurch eine gesamtbiographische Reichweite verliehen wird.

In Monika Cadenbergs Lebensgeschichte wird die Berufstätigkeit nicht in dieser Weise an schon zuvor manifesten, arbeitsinhaltlich bestimmten Interessen festgemacht. Dennoch stellt der Beruf schon an sich ein biographisches Projekt dar, dessen Umsetzung dem Kontext Berufs-Leben ebenfalls eine gesamtbiographisch zentrale Bedeutung verleiht. Das starke Handlungsschema, das sich bei Monika Cadenberg mit der professionellen Perspektive verbindet, ist bei Gertrud Aschauer und Marlies Arndt nicht so durchgängig vorhanden. Dort ist es vielmehr so, dass Verlaufskurven, die im Kontext des Zusammen-Lebens ihren Ursprung haben, die biographische Akteurinnenschaft bedrohen. Bei beiden ist der Weg in eine Berufstätigkeit zugleich der Ausweg aus einer Verlaufskurve. Noch stärker als bei Monika Cadenberg wird bei ihnen also sichtbar, dass Berufstätigkeit als ein Prinzip oder Garant biographischer Akteurinnenschaft konstruiert wird – und das zunächst ohne Betonung arbeitsinhaltlicher Interessen, die v.a. bei der jüngsten Generation im Vordergrund stehen.

Das Moment der ökonomischen Bedeutung der Berufstätigkeit ist zunächst dasjenige mit der größten Kontinuität über die Generationen hinweg. In allen auf Konstruktionen im Kontext des Berufs-Lebens hin untersuchten Biographien spielt es an irgendeiner Stelle eine Rolle. Gleichzeitig lässt sich bei diesem Motiv zeigen, wie sehr es sich in sich gewandelt hat. Wenn die einzelnen Biographinnen unter der Verwertbarkeitsperspektive über ihre Berufstätigkeit sprechen, so ist von entscheidender Bedeutung, um wessen Existenzsicherung es dabei geht. So spricht Grete Claussen über ihre Erwerbsarbeit im Kontext der Existenzsicherung ihrer (Herkunfts- oder eigenen) Familie und leitet aus der Notwendigkeit die Selbstverständlichkeit ihrer Tätigkeit ab. Gertrud Aschauer findet sich mit dem Verzicht auf eine Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit zunächst angesichts des Arguments ab, dass diese – bezogen auf das Familieneinkommen – keinen ökonomischen Vorteil bringen würde. Hier ist der Vergleich mit ihrer Tochter Marlies Arndt interessant, weil diese im Zusammenhang ihrer Erwerbstätigkeit eine ganz ähnliche Kalkulation aufmacht. Auch bei ihr bleibt vom Einkommen nichts übrig, wenn es gegen die Aufwendungen für die Kinderbetreuung aufgerechnet wird. Hier wird jedoch gleich der ideelle Wert der Berufstätigkeit mit ‚einkalkuliert‘. Das geschieht schließlich auch im weiteren Verlauf der Erzählung von Gertrud Aschauer. Vor dem Hintergrund einer biographischen Krise steigt der ideelle Wert einer außerhäuslichen Tätigkeit so sehr, dass das Argument der Ökonomie gar nicht mehr zur Sprache kommt, ebenso wenig wie die Ablehnung des Mannes.

Daneben gibt es jedoch noch einen wesentlicheren Unterschied: Der Bezugsrahmen für die Gesamtkalkulation ist bei Marlies Arndt nicht mehr in erster Linie das Familieneinkommen, sondern ihre eigenständige Exis-

tenzsicherung. Es geht ihr darum, von ihrem Ehemann unabhängig zu sein – ein Motiv, das bei den Großmüttern gar nicht auftaucht. Die Verwertbarkeitsperspektive in Bezug auf die Berufstätigkeit bekommt damit ein ganz anderes Gewicht. Das zeigt sich insbesondere bei Tina Aumann. Für sie ist die Erwerbstätigkeit Garant für eine eigenständige Existenzsicherung und, als Voraussetzung für die Unabhängigkeit von ihrem Ehemann, gleichzeitig die Basis für Gleichheit in der Beziehung. Damit hat die Erwerbstätigkeit von vornherein einen Stellenwert, der nicht, wie v.a. zunächst bei Gertrud Aschauer, davon abhängt, wie sie sich im Familieneinkommen niederschlägt.

Dieser Bedeutungszuwachs der Verwertungsperspektive bringt für die Konstruktionen im Kontext von Berufs-Leben jedoch besonders bei Tina Aumann und Thea Cadenberg auch Probleme mit sich. Die Notwendigkeit, Verwertungsperspektive und Verwirklichung persönlicher Dispositionen in Einklang zu bringen, ist bei ihnen viel dringlicher als bei ihren Müttern und Großmüttern. Angesichts der emphatischen Aufladung, die die Berufstätigkeit als Rahmen für die Realisierung vorhandener Talente und Neigungen erfährt, wird dies zu einer Herausforderung. So verwendet Tina Aumann große Sorgfalt darauf, den von ihr gefundenen Kompromiss zu erklären und zu legitimieren. Thea Cadenberg arbeitet die beiden Aspekte in gewisser Weise durch das Nacheinander von Lehre und Studium ab; die Lehre ist dabei die Konzession an die Notwendigkeit, eine Qualifikation zu erwerben, die eine Existenzsicherung ermöglicht. Danach ist sie von dieser Notwendigkeit entlastet und geht in erster Linie ihren inhaltlichen Neigungen und ihrem biographischen Projekt eines „alternativen“ und „politischen“ Lebens nach. Der argumentatorische Aufwand, den beide Erzählerinnen in Bezug auf dieses Thema betreiben, zeigt insgesamt, wie voraussetzungsvoll ihre Konstruktionen angesichts der Gleichzeitigkeit der beiden Motive sind.

#### 10.3.1.5 Bezug zur Frauenbewegung

Wie im Vorhergehenden ausgeführt, wird vor allem in den Biographien von Gertrud Aschauer und Marlies Arndt der Berufstätigkeit große Bedeutung als Ausweg aus biographischen Krisen und Verlaufskurven zugewiesen, die ihren Ursprung im Bereich des Zusammen-Lebens haben. Das macht Berufstätigkeit generell zu einer Art Prinzip biographischer Akteurinnenschaft. Dies scheint zunächst mit einem zentralen Punkt feministischer Theoriebildung zu korrespondieren: Die Frauenbewegung thematisierte schon früh „den Reproduktionsbereich [...] als zentrale[n] Ort der ökonomischen, psychischen und sexuellen Unterdrückung von Frauen“ (Knafla/Kulke 87: 105). Die Erfahrungen, die die Erzählerinnen schildern, gleichen denen, die in der Frauenbewegung zum Ausgangspunkt einer entsprechenden Theoriebildung gemacht wurden.

Dabei fällt jedoch auf, dass die Erzählerinnen bei der kritischen Reflexion der entsprechenden Lebenssituationen nicht unbedingt die Belastung mit Reproduktionsarbeit in den Vordergrund stellen. So greift Gertrud Aschauer in der Evaluation der Anfangszeit ihrer Ehe zwar ganz deutlich die (historisch jüngere) Terminologie der Frauenbewegung auf, wenn sie formuliert: „und das Schönste war dann noch also wie man sich hat unterdrücken lassen“ (15,30). Sie bezieht dies aber nicht auf ihre Alleinverantwortung für die Familienarbeit, sondern darauf, dass ihr Mann sich weigerte, seine Einwilligung für eine erneute Berufstätigkeit der Protagonistin zu geben. Die Unterdrückung wird darin gesehen, nicht eigenständig entscheiden und keinem Beruf nachgehen zu können.

Marlies Arndt stellt viel deutlicher das „Hausfrauendasein“ und die alleinige Zuständigkeit für die Kinder an sich als eine Zumutung dar. Allerdings ist auch bei ihr der Gedanke zentral, sich davon zu entlasten, um ihre Ausbildung und berufliche Karriere verfolgen zu können. Die „Unterdrückung“ besteht also auch hier wesentlich in der Ausgrenzung aus dem Berufsleben. Damit wird an dieser Stelle eine Akzentsetzung vorgenommen: Im Vergleich zu denjenigen Diskursen der Frauenbewegung, deren Anliegen es war, Arbeit insgesamt und das Verhältnis von Reproduktions- und Erwerbsarbeit zum Thema zu machen, geben die Erzählerinnen dem Zugang zu Erwerbsarbeit allein schon einen entscheidenden Stellenwert.

Dies geschieht umso mehr dort, wo das Motiv der eigenständigen Existenzsicherung hinzukommt. Sie ist bei Marlies Arndt und Tina Aumann der Garant für Selbstbestimmung; finanzielle Unabhängigkeit wird zudem als Voraussetzung für Gleichheit in der Partnerschaft gesehen. Gerade in der Art und Weise, wie dies auch zwischen Mutter und Tochter verhandelt wird (vgl. 9.2.4.3), lässt sich eine Aufnahme des Autonomiegedankens der Frauenbewegung (vgl. 2.3.1) und eine Tradierung dieses Gedankens entdecken.

Auch das Motiv der Realisierung einer persönlichen Disposition in der Ausbildung und beruflichen Karriere weist eine Verwandtschaft zum Autonomiegedanken auf. Leitlinie der beruflichen Entwicklung ist in diesem Modell etwas, das das Individuum hauptsächlich aus sich selbst bezieht; es folgt sozusagen autonom einer Eigengesetzlichkeit. Der Gedanke der Selbstverwirklichung, wie ihn Tina Aumann immer wieder ins Feld führt, speist sich aus diesem Diskurs, der eine große Nähe zu Diskursen der Frauenbewegung aufweist.

Vor dem Hintergrund der Motive der eigenständigen Existenzsicherung und der Selbstverwirklichung erscheint die Verberuflichung von Frauenbiographien an sich schon als ein Emanzipationsprozess. Eine solche Sichtweise hat sich von denjenigen Diskursen der Frauenbewegung, die Reproduktions- und Erwerbsarbeit und deren Verteilung zwischen Frauen und Männern im Zusammenhang sehen, ein Stück weit abgelöst. Dafür knüpft sie an die Tradition der Ersten Frauenbewegung an, für die

der Zugang von Frauen zu Ausbildung und Arbeitsmarkt (selbst über die fundamentale Spaltung in proletarische und bürgerliche Richtungen hinweg) ein gemeinsames zentrales Anliegen war. Entsprechend finden sich politische Strategien für die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt vor allem in stärker institutionalisierten Kontexten wie der gewerkschaftlichen Frauenbewegung, in etablierten Frauenvereinen und Parteien. Die Förderung der Berufstätigkeit von Frauen wurde dadurch eher zum Programm staatlicher Institutionen als zum Markenzeichen der neuen Frauenbewegung. Von daher wird noch darüber nachzudenken sein, ob sich hier möglicherweise eine Kluft auftut zwischen den Wahrnehmungen von Frauen, die sich vor allem über ihre Berufstätigkeit als emanzipiert konstruieren und einer Frauenbewegung, deren Bild in der Öffentlichkeit geprägt ist von ihrem autonomen Flügel, der in erster Linie für andere Themen steht als das der Gleichberechtigung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt.

### 10.3.2 Das Verhältnis von Berufs- und Familienarbeit in nicht-verberuflichten Biographien

Wie insbesondere an der Lebensgeschichte Monika Cadenbergs deutlich wurde, kann der Kontext des Berufs-Lebens in der biographischen Konstruktion auf eine Weise dominieren, die in 10.2.2 als Verberuflichung der Biographie beschrieben wurde. Dabei werden nicht nur zunächst wichtige Stationen des Lebenslaufs konsequent aus der Perspektive der Berufsbio-graphie eingeordnet. Vielmehr erfährt die Perspektive der Professionalität über den Kontext des Berufs-Lebens im engeren Sinne hinaus eine Ausweitung auf andere Lebensbereiche.

In anderen Biographien, in denen wie bei Monika Cadenberg eine Einbindung sowohl in den Erwerbs- als auch in den Reproduktionsbereich von Bedeutung ist, werden diese in ein anderes Verhältnis gesetzt und wird Berufs-Leben anders konstruiert. Die Biographien von Gunda Bechtel und Marianne Büttner sind hier besonders interessant, weil beide in sehr unterschiedlichem Maße berufstätig waren bzw. sind und in ihren Erzählungen das Ausmaß der Thematisierung der Berufstätigkeit kaum mit dem Ausmaß der tatsächlichen Erwerbstätigkeit korrespondiert.<sup>4</sup>

---

4 Die Untersuchung konzentriert sich hier auf die Biographien von Großmutter und Mutter, da in der von Tanja Bütter parallel zur Einbindung in den Erwerbsbereich eine Einbindung in den Reproduktionsbereich nicht in dem Ausmaß gegeben ist, dass sich dies in einer entsprechenden Bearbeitung in der biographischen Erzählung niederschlagen würde.

### 10.3.2.1 Gunda Bechtel:

#### Separierung von Zusammen-Leben und Berufs-Leben

Gunda Bechtel inszeniert ihre Bemühungen um eine Berufsausbildung in ihrer Jugend als eine spannende und dramatische Geschichte, bei der sie selbst ein klares Ziel verfolgt, dessen Realisierung aber immer wieder auf äußere Hindernisse stößt. Sie zeichnet zunächst die Ausgangslage als geradezu katastrophal: Aufgrund des Lehrermangels in der Nachkriegszeit fehlt ihr die Schulbildung; Lehrstellen sind nicht vorhanden. Sie ergreift selbst die Initiative und versucht, durch Hilfstätigkeiten in einem Geschäftshaushalt Zugang zu einer Ausbildung als Verkäuferin zu bekommen. Hier stellt die Erzählerin bereits das Ziel einer qualifizierten Ausbildung in den Vordergrund. Dass sie sich mit der Tätigkeit „wenigstens a bissl mein Essen verdient“ (6,16) ist lediglich ein Nebenprodukt, das angesichts der Nahrungsmittelknappheit von Bedeutung ist. Als sich die Hoffnung auf eine Lehre nicht erfüllt, versucht sich die Protagonistin als Näherin. Dieser zweite Anlauf steht mit einer Episode in Verbindung, die ebenfalls eine dramatische Wendung nimmt: „Gleich am ersten Tag hab ich - so schnell genäht gleich in den Finger bis da rein hab ich mir in den Finger genäht gehabt“ (6,42f). Die Episode bildet die Grundlage für eine Argumentation, derzufolge die Tätigkeit in der Näherei angesichts des Temperaments der Protagonistin ungeeignet ist und nur wieder beendet werden kann.

Im Folgenden rückt die Erzählerin wieder den Aspekt einer qualifizierten Ausbildung ins Zentrum:

dann hab ich in Quheim eine - allerdings in einer Fabrik da war ja nix hab ja keinen Beruf gehabt. / I: mh / da hab ich dann - in einer Elektrozubehörfabrik hab ich dann geschafft - und dann hab ich gesagt naa also ich möchte irgendwie was noch - also - dadurch bi\_ hab ich mich bemüht hab gesagt ich möchte noch eine äh äh Schule oder sowas machen / I: mh / und dann möchte ich schauen dass ich zur Bahn oder irgendwohin komm. / I: mhm / dann hab ich mich erstmal gemeldet bin dann nach Estdt da war a großer - Schwabe hat der geheissen der besteht jetzt auch nimmer / I: mh / der war am Nordostbahnhof draussen - da hat auch meine Mutti geschafft / I: mh / und da hat sie mich dann doch untergebracht - und - und von da an äh wie ich dann in Estdt war bin ich dann in die Henke Schule ich weiß nicht die gibts glaub ich heut noch in Estdt ist die / I: mh / da hab ich dann Abendkurse gemacht hab Steno und Schreibmaschine / I: mh / weil das warn damals wenigstens das musste man als Voraussetzung bringen das hab ich dann gelernt und dann hab ich mich bei der Bahn beworben. (6,47-7,7)

Die Erzählerin führt hier die folgenreiche Unterscheidung zwischen der Arbeit „in einer Fabrik“ und einem „Beruf“ ein. Erwerbsarbeit ist für sie nicht einfach Erwerbsarbeit; sie nimmt ganz klar, aber ohne eine weitere Begründung eine Höherbewertung des „Berufs“ vor, den zu erlangen zu

einem Ziel wird, auf das sich die weiteren Aktivitäten ausrichten. Das zitierte Selbstgespräch betont dramaturgisch die Handlungsdisposition der Protagonistin. Dabei bildet wiederum das Erlangen einer weitergehenden Qualifikation die zentrale Perspektive; die inhaltliche Richtung wird erst nach und nach konkretisiert. In „eine Schule oder so was“ oder „zur Bahn oder irgendwohin“ zu gehen, klingt zunächst vage, grenzt jedoch den angestrebten Tätigkeitsbereich schon auf Büro- und Verwaltungstätigkeiten ein.

Die Erzählerin betont im Folgenden vor allem ihre Eigeninitiative und die Investitionen, die sie tätigt, um ihren Plan zu verfolgen. Sie trifft ein Arrangement, in dem sie über unqualifizierte Arbeit ihre Existenz sichern und parallel dazu diejenigen Qualifikationen erwerben kann, die „Voraussetzung“ für eine Ausbildung sind. Sie organisiert damit einen Teil ihrer beruflichen Qualifikation – „Steno und Schreibmaschine“ sind auf ein bestimmtes Berufsbild abgestimmt – in Eigenregie über eine private Schule.

Tatsächlich mündet die Investition in eine Bewerbung „bei der Bahn“, womit noch einmal die innere Stringenz des Erzählten betont wird. Im weiteren Verlauf der Geschichte stellt die Erzählerin ihren Einfluss auf die Geschehnisse allerdings sehr in den Hintergrund. Sie berichtet von Prüfungen und einer Überzahl an Bewerberinnen. Umso mehr Gewicht bekommt ihre Anstellung als einzige Bewerberin aus ihrem Bezirk. Durch eine Anekdote über das Eintreffen der Nachricht an ihrem Geburtstag wird die glückliche Wendung zusätzlich symbolisch aufgeladen und bekommt einen wegweisenden Charakter.

Trotz dieser aufwändigen Konstruktion einer deutlichen Berufsorientierung und eines verheißungsvollen Berufseinstiegs reißt damit der Erzählfaden der Berufsausbildung ganz plötzlich ab. Die Abendschule ist zugleich der Ort, an dem die Protagonistin den Vater ihrer ersten Tochter kennen lernt. Diesen Faden nimmt die Erzählerin hier auf und schildert ausführlich die Geschichte ihrer unehelichen Schwangerschaft, das Scheitern einer Eheschließung mit dem Vater ihrer Tochter und schließlich die späte Heirat mit einem Witwer (vgl. 9.3.1.2).

Auf ihre Berufstätigkeit kommt sie zwischendurch nur im Zusammenhang des endgültigen Bruchs mit dem Vater ihrer ersten Tochter zu sprechen. Die Stelle bei der Bahn wird zusammen mit der Unterstützung durch die Mutter als Grundlage dafür angeführt, das Vorhaben einer Eheschließung aufgeben zu können.

Erst im Anschluss an die Schilderung der nachgeholten Gründung einer vollständigen Kleinfamilie mit einem zweiten gemeinsamen Kind geht die Erzählerin ausführlicher auf ihre Berufskarriere ein.

weiß jetzt nicht was Sie noch wissen wollten - hab ich / I: naja ist ja noch a bissl Zeit vergangen seit 1970 / ((lacht)) // na naja - ich bin dann wieder weiter in die in die Arbeit gegangen - aber das war damals schwierig heute ist das einfacher - da hats dann geheißen ja als Beamter - wirst du abgefunden. / I: mh / für äh jedes

Jahr äh meinetwegen ein Monatsgehalt ja aber haben wir gesagt was machen wir? dann hab ich ja überhaupt keine Rentenversicherung und nichts / I: mh / also ich muss – weiter\_ schaffen. (34,4-12)

Nachdem die Erzählerin zuvor mit einer Evaluation ihrer Beziehung zu ihren beiden Töchtern nach der späten Heirat abgeschlossen hat, wendet sie sich an die Interviewerin. Ohne dass diese den Kontext des Berufs-Lebens ins Spiel bringt, nimmt die Erzählerin das Thema auf, das sie lange zuvor hatte fallen lassen. Der Wechsel in den Kontext des Berufs-Lebens ist offensichtlich vielversprechend für das Vorhaben, ein langes Stück Lebenszeit zu rekonstruieren.

Zunächst bringt die Erzählerin jedoch eine Rechtfertigung dafür, dass sie nach der Heirat weiter berufstätig ist. Sie geht offensichtlich von dem Modell der Versorgerehe aus, demzufolge für sie mit der Eheschließung ein Aufgeben der Berufstätigkeit verbunden gewesen wäre. Was an der Fortsetzung der Berufstätigkeit „schwierig“ war und heute „einfacher“ ist, wird an dieser Stelle nicht klar; die Erzählerin spricht später von der nur langsamen Einführung der Möglichkeit einer Reduzierung der Arbeitszeit zugunsten von Familienarbeit. Mit der Ehe ist also auch die Verantwortung für die Familie verbunden.

Die Entscheidung, weiter berufstätig zu bleiben, stellt die Erzählerin mit Nachdruck als eine gemeinsame Entscheidung des Ehepaars dar. Dabei geht es ganz klar um eine ökonomische Frage; die Erzählerin konstruiert hier sogar gemäß einer ökonomischen Rationalität einen Sachzwang zur Weiterarbeit. Von eigenen Motiven, vielleicht anderen als rein ökonomischen, ist nicht die Rede. Somit wird, obwohl die Realität eine andere ist, die Norm der bürgerlichen Kleinfamilie mit einem Ernährer und einer für die Familie zuständigen Hausfrau nicht in Frage gestellt. Allerdings bekommt damit implizit die ökonomische Sicherheit eine größere Bedeutung eingeräumt als die unbeschränkte Verfügbarkeit der Frau für die Bedürfnisse der Familie.

Im Folgenden bestätigt die Erzählerin zunächst den Anspruch, als verheiratete Frau für die Familie da zu sein, indem sie von der Reduzierung ihrer Arbeitszeit spricht und die ökonomischen Einbußen deutlich macht, die sie damit in Kauf nimmt. Damit entsteht zunächst der Eindruck, dass die Logik der Familienarbeit über die Logik der Berufsarbeit und -karriere dominiert. Doch im Erzählen über ihre Berufstätigkeit lässt sich die Erzählerin immer mehr auf deren Logik ein:

hab allerdings auch keine Chance gehabt dass ich mehr äh n Aufstieg oder oder oder Beförderung sowas war - absolut nicht drin erstens hab ich kein Vitamin B gehabt keine Beziehungen / I: mh / und zweitens hab ich auch nicht den - e\_ vielleicht auch nicht unbedingt den Ehrgeiz gehabt ich musste ja jetzt nicht unbedingt - äh - noch mords dazuverdienen mein Mann hat ja auch verdient ne? / I: mh / aber trotzdem es war schon nicht schön wenn die Jungen - sind praktisch

ich hab ein\_ n\_ a achter Posten das war ein Hauptsekretärposten gehabt - hab ich schaffen müssen die anderen / I: mh / die Jungen sind drauf befördert worden / I: mh / und ich hab die Arbeit gemacht ne? / I: mh / also s\_ sind halt auch wie so Drehs oft gemacht worden / I: mh / aber naja ich bin halt als Obersekretärin in Ruhestand gegangen das ist s\_ - heut längst vergessen ich hab solche Stöße - Bewerbungen geschrieben / I: ach / nichts durchgegangen. ne? - ich habs damals schon sehr schwer gehabt - (34, 28-48)

Die Thematisierung der Verschlechterung der Beförderungschancen durch die Reduzierung der Arbeitszeit bestätigt zunächst, wie die bereits erwähnten finanziellen Einbußen, die Priorität der Verfügbarkeit für die Familie. Gleichzeitig hat die Beschreibung etwas von einer Entlarvung der Ungerechtigkeit der Beförderungspraxis. Hierin besteht ein Widerspruch zu der Distanzierung, die die Erzählerin durch den Verweis auf ihren Mangel an „Ehrgeiz“ und die prinzipielle Bestätigung des Modells der Versorgerehe vornimmt. Ihre Verurteilung der ungerechten Beförderungspraxis ist zu engagiert, als dass die Betonung ihrer Indifferenz demgegenüber glaubhaft sein könnte. Die Erzählerin spricht sehr ausführlich über das, von dem sie sagt, dass es „heut längst vergessen“ sei. Allein dass sie die „Stöße - Bewerbungen geschrieben“ hat, zeigt außerdem, dass sie durchaus das Projekt eines internen Aufstiegs verfolgt hat.

Die Feststellung, es „damals schon sehr schwer gehabt“ zu haben, ist das Stichwort für eine Erzählkette, in der die Erzählerin ihre berufliche Laufbahn noch einmal nahezu von Beginn an rekapituliert. Gegenstand der Episoden sind die Bemühungen der Protagonistin um den jeweils nächsten Karriereschritt – v.a. die Zulassung zur Beamtenlaufbahn, das erfolgreiche Absolvieren der dafür nötigen Schulungen – und die Hindernisse, die ihr dabei in den Weg gelegt werden. Dabei handelt es sich zumeist um eine Bevorzugung jüngerer und vor allem männlicher Mitbewerber, zu der die Erzählerin allerdings nicht explizit kritisch Stellung nimmt. Es scheint dabei weniger darum zu gehen, die offene Privilegierung der Männer (z.B. „zuerst hats geheißn es werden nur Männer [für die Beamtenlaufbahn, C.T.] genommen“ (34,55)) durch den Arbeitgeber zu hinterfragen, als eine Erklärung für die Verzögerungen in der eigenen Laufbahn zu finden.

In den Episoden zu den Schulungen für die Beamtenlaufbahn spielt daneben der soziale Aspekt eine große Rolle. Es werden immer wieder witzige Anekdoten über Erlebnisse mit anderen BeamtenanwärterInnen eingestreut. Ähnliches gilt für die Schilderung der Tätigkeit als Schalterbeamtin. Dominantes Thema ist hier weniger die Tätigkeit als der Zusammenhalt unter den KollegInnen.

Die Erzählerin begibt sich also über eine weite Strecke des Interviews ganz in den Kontext des Berufs-Lebens hinein, ohne Bezüge zum Kontext des Zusammen-Lebens herzustellen. Mit dem Ende der Erzählkette wechselt sie allerdings wieder ebenso konsequent in den anderen Kontext und

schildert ausführlich ihre Erlebnisse im Zusammenhang mit der Pflege ihres Schwiegervaters.

Allein diese klare Unterteilung des Interviews in Segmente, in denen es entweder nur um Themen aus dem Bereich des Zusammen-Lebens oder aus dem Bereich des Berufs-Lebens geht, weist schon auf ein Konstruktionsmuster hin, das als Separierung der beiden Bereiche bezeichnet werden kann. Die Logiken, die in den beiden Bereichen gelten, sind damit ebenso klar voneinander geschieden. So konsequent, wie die Erzählerin zu Beginn des Interviews der Idee einer beruflichen Qualifizierung und später der einer Beamtenkarriere folgt, so konsequent holt sie in den Passagen, in denen es um die Familiengründung geht, entgegen verschiedener Widerstände die Norm der bürgerlichen Kleinfamilie ein. Die innere Konsistenz der jeweiligen Konstruktionen ist vor allem deshalb möglich, weil die Bereiche innerhalb der Erzählung voneinander getrennt werden und nur wenig Aufmerksamkeit auf ihre Kollision verwendet wird, wie etwa bei der Entscheidung über eine Fortsetzung der Berufstätigkeit nach der Heirat. Dabei wird der Bereich der Berufstätigkeit stark in den Hintergrund verwiesen – wobei sich die Erzählerin als durchaus vertraut mit seinen Logiken ausweist und ihr Agieren zwar verhalten, aber dennoch erkennbar als diesen Logiken angemessen beschreibt.<sup>5</sup>

### 10.3.2.2 Marianne Büttner:

#### Familien- und Berufsarbeit als Pflicht und Kür

Anders als ihre Mutter erwähnt Marianne Büttner im Verlauf ihrer biographischen Haupterzählung ihre Ausbildung zunächst nur kurz und im Zusammenhang ihrer Heirat. Der Anlass dafür ist, dass ihre Namensänderung zu einer kuriosen Situation führt: „und mir ham dann - da war i - achtzehneinhalb - geheiratet. also ich hab dann Apothekenhelferin glernt und hab dann geheiratet ghabt schon - hab schon andern Namen ghabt aber unter meinem Mädchennamen musst ich noch die Prüfung machen“ (5,24ff). Ansonsten kommt die Ausbildung zunächst nicht vor. Im Nachfrageteil erklärt die Erzählerin, dass die Ausbildung ihr inhaltlich nicht entsprach,

- 
- 5 Letzteres fällt vor allem im Quervergleich mit der Erzählung von Gertrud Aschauer auf, die in der Konstruktion ihres Berufs-Lebens sehr deutlich auf Logiken zurückgreift, die dem Bereich der Familienarbeit entstammen. Ihren Einstand als Verkäuferin gibt die Protagonistin, indem sie die Personalräume des Geschäfts renoviert. In der Schilderung ihrer Zeit als Filialleiterin betont die Erzählerin den Aspekt der Beziehungsarbeit, in dem sie z.B. von der Sorge für gemeinsame Mahlzeiten am Arbeitsplatz berichtet und das Team als „ne große Familie“ (27,29) bezeichnet. Damit bleibt gleichzeitig eine Fremdheit gegenüber der kaufmännischen Profession erhalten; anders als auf den sozialen Aspekt ihrer Tätigkeit geht die Erzählerin darauf kaum ein und stellt sich lediglich immer wieder als nicht konform mit entsprechenden Konventionen dar (z.B. „ich sah aus wie Frau Müller. wirklich wahr / also mit nem Kittel und=e ((lachend)) / wie ne Putzfrau.“ (25,13)).

und sie sie nur absolviert habe, weil sie in einem Beruf ihrer Wahl keinen Ausbildungsplatz bekommen konnte.

Der Kontext des Berufs-Lebens bekommt im weiteren Verlauf der Haupterzählung dennoch Relevanz:

ja und dann zweieinhalb Jahr später [nach der Geburt der ältesten Tochter, C.T.] is der Sohn geboren - - dann hab i meiner Schwiegermutter gholfen dann a bissl im Geschäft - bissl Buchführung machen und so / I: mh / weil ich an sich net der Typ bin der - also der Hausfrauentyp bin i net. der wo nur zu Hause is. und nur Kinder und - und nur Hausfrau des is - an sich net mei Ding. und dann hab i mir aa wo die Kinder bissl größer warn dann aa - also am Anfang - bevor die Große geboren war war i ja no a bissl in der Apotheke dann und später wie dann die Kinder a weng größer warn - hab i dann Essen auf Rädern ausgefahn. / I: ach / also bei der Diakonie. weil die Schwägerin da arbeitet und da hab i gsagt Mensch. könnt i da net stundenweis bissl was machen und da bin i eben da dazu kommen. da hab i Essen auf Rädern ausgefahn. dann hab i - des hat mir dann aber nimmer so gefallen des war irgendwie - ja. s war net so mein Ding dann. o-der hats aa net hinghaut mit die Zeiten immer - immer dann des Essen liefern und mittag musst mer kochen oder ich weiß es nimmer an was es lag. jedenfalls hab i des dann aufgegeben und dann hab i Regale aufgefüllt. / I: mh / im Supermarkt. (5,49-6,16)

Dieser Abschnitt stellt einen Bruch gegenüber dem bisherigen Verlauf der Erzählung dar, in dem der Kontext des Zusammen-Lebens – der Heirat und der Gründung einer eigenen Familie – eindeutig dominiert. Angesichts dieser Dominanz und der Marginalität der vorausgehenden Berufstätigkeit und Mithilfe im Familienbetrieb, die die Erzählerin durch die häufige Verwendung des Wortes „bissl“ hier demonstriert, fällt ihre Distanzierung vom „Hausfrau“-Sein sehr pointiert aus. Die Erzählerin beruft sich zum einen darauf, „net der Typ“ dafür zu sein und führt damit das starke Argument einer von vornherein gegebenen, nicht weiter hinterfragbaren grundlegenden Persönlichkeitsstruktur an, die sozusagen ihr Recht fordert und ihrerseits keiner weiteren Rechtfertigung bedarf. Zum anderen betont sie das Defizitäre einer Beschränkung auf Familienarbeit, wenn sie von „nur zu Hause“, „nur Kinder“ und „nur Hausfrau“ spricht. Allerdings impliziert die Ablehnung einer Beschränkung, eines „Nur“, gleichzeitig, dass das angestrebte ein ‚Auch‘ ist, dass es also nicht um eine Ablehnung des „Hausfrau“-Seins geht, sondern dass dieses um etwas anderes ergänzt werden soll.

Der deutlichen Abgrenzung von dem, was für die Erzählerin „an sich net mei Ding“ ist, steht eine sehr eingeschränkte Berufstätigkeit gegenüber. Neben der vermutlich unbezahlten und auf ein „bissl“ beschränkten Mithilfe im Familienbetrieb werden andere hausarbeitsnahe und unqualifizierte Tätigkeiten angeführt. Zeitlich bewegen sich diese im Rahmen dessen, was die Familie zulässt: Die Erwerbstätigkeit ist abhängig vom Alter

der Kinder und „stundenweis“; die Kollision mit den in der Familie relevanten Zeitstrukturen – die Zubereitung des Mittagessens – ist sogar ein Grund für die Aufgabe einer Tätigkeit. Mit der Bestätigung der Norm „und mittag musst mer kochen“ folgt die Erzählerin ohne weiteres einer Logik aus dem Bereich der Hausfrauentätigkeit, von der sie sich zuvor mit dem Verweis auf ihren „Typ“ distanziert hat. Darin zeigt sich bereits eine Struktur, die sich auch in weiteren Konstruktionen im Kontext des Berufs-Lebens bestätigt: Familienarbeit und Erwerbsarbeit werden einander wie Pflicht und Kür zugeordnet.

Zunächst nimmt die Erzählerin jedoch einen zweiten Anlauf, eine berufliche Karriere zu konstruieren, der sie trotz weiterer Unterbrechungen Konsistenz verleihen kann. Eine erste Spur dazu legt sie gleich im Anschluss an die Erwähnung der unqualifizierten Tätigkeiten als Auswege aus dem ausschließlichen „Hausfrau“-Sein.

in mein Beruf wollt i eigentlich net zurück. s war nie mein Traumberuf. / I: mh / was ich scho immer gern gmacht hab des war halt was Kreatives. / I: mh / ich hab halt dann viel gebastelt aa zu Haus hab - Geschenke selber gmacht scho vo Kind auf. hab i des gern gmacht. dass i - mit Knetgummi gearbeitet mit Salzteig dann mit Fimo Aquarell malen und Seidenmalen und ach was halt alles so / I: mh / kommen is Teddybären gemacht und Puppen gemacht und ah. - für die Kinder auch selber dann - grad für die Tanja. Kleidle genäht / I: oh / wie se so klein war oder - Hosen oder Tauf - Kleidle hab i selber genäht und Taufhose dann fürn Sohn und ah. naja. hat mir Spaß gemacht. / I: mh / (6,18-31)

Die Erzählerin zeichnet hier eine Art private Alternativ-Karriere in einem Bereich nach, den sie nicht zu ihrem Beruf machen konnte. Mit dem Verweis, sie habe „Kreatives“ „scho immer gern gemacht“, greift sie ein Motiv auf, das bereits in der Analyse der Lebensgeschichte von Tina Aumann beschrieben wurde. Dort wird die Berufskarriere als Einlösung persönlicher Dispositionen konstruiert, auf deren Vorhandensein schon in früheren Phasen der Biographie hingewiesen wird. Die Verwirklichung der kreativen Begabung, wie Tina Aumann sie beschreibt, ist hier über die Ausbildung nicht gelungen und wird in einen anderen Bereich verlagert. Dennoch demonstriert die Erzählerin darin große Expertise. Sie verweist auf die Kontinuität ihres Engagements, auf ihre Vielseitigkeit, die Kenntnis der Konjunkturen im Bereich der kreativen Techniken und Arbeitsmaterialien und führt Beispiele für Projekte an, deren Schwierigkeitsgrad auch für Laiinnen nachvollziehbar ist. Wie auch Tina Aumann bringt sie damit eine unmittelbare Befriedigung in Verbindung.

Ihre erneute Orientierung auf eine Berufstätigkeit, nachdem ihr jüngstes Kind „ausm Gröbsten raus“ (8,24) ist, konstruiert die Erzählerin nun auf dieser Basis:

und nach einer Zei\_ eh Weile aber hab i angfangen mit - ja. wieder kreativ was zu machen. des hab ich zwar nie aufgehört aber - ich hab mich jetzt auf Floristik. also. / I: mh / hab i angfangen des zu machen. und ich hab ne Freundin die hat in Estadt an Laden und die hat dann amal gsagt - die s immer des für sie des gmacht hat die machts nimmer. und ob ob ich des dann machen würde. ne? so zwischendurch a bissl. na hab ich gsagt freilich des mach ich gern und so hat sich des angfangen dass halt ich für sie fürn Laden was gmacht hab / I: mh / und ich hab dann gmerkt also des is - is a super Sache ne? macht mir Spaß (7,27-36)

Der Anfang, der hier beschrieben wird, ist nur zum Teil ein tatsächlicher Anfang; die Erzählerin hebt vor allem die Kontinuität mit ihrer bisherigen kreativen Betätigung hervor. Dass diese nun einen anderen Rahmen bekommt, führt sie auf einen Zufall zurück. Nicht sie ist es, die versucht, ihre Begabungen und Vorlieben in eine Erwerbstätigkeit zu überführen, sondern eine Freundin kommt auf sie zu. Die Einmündung in eine Erwerbstätigkeit, die auch mit der fachlichen Bezeichnung „Floristik“ belegt werden kann, bekommt damit einen ganz informellen Charakter; es scheint zunächst mehr um einen Freundschaftsdienst zu gehen als um eine entlohnte Arbeit. Der Charakter einer Geschäftsbeziehung – die Protagonistin macht schließlich etwas „fürn Laden“, nicht für die Freundin – ergibt sich später ebenso ganz von selbst und „hat sich [...] angfangen“, ohne dass es beabsichtigt war. Auch die Erkenntnis „des is – is a super Sache“ erscheint überraschend und unvermittelt; mit der Floristik hat sich sozusagen ein neues kreatives Betätigungsfeld aufgetan, das die Protagonistin durch Zufall entdeckt. Die positive Evaluation bezieht sich damit auf die arbeitsinhaltliche Seite des getroffenen Arrangements; von Umfang, Organisation oder wirtschaftlichem Ertrag der Tätigkeit ist keine Rede. Sie wird vielmehr in erster Linie als eine neue Phase in der Kreativkarriere der Erzählerin konstruiert.

Die Darstellung dieses erneuten Anlaufs wird jedoch gleich wieder von einer Geschichte unterbrochen, in der es um die wirtschaftliche Absicherung der Familie durch den Ehemann der Erzählerin geht (vgl. 9.3.1.3). Die Konstruktion eines eigenen Berufs-Lebens der Erzählerin ist davon weitgehend abgekoppelt. Später nimmt sie jedoch den Faden ihrer in eine Erwerbsarbeit überführten Begeisterung für kreatives Arbeiten insbesondere mit Blumen wieder auf und erzählt von einer Halbtagsstelle in einem Blumenladen, die sie sich aus der guten Erfahrung mit der Arbeit für die Freundin heraus sucht. Trotz der positiven Evaluation – die Erzählerin betont wiederum den „Spaß“ bei der Arbeit (8,49) – bleibt die Tätigkeit eine kurze Episode. Als Folge einer als stressbedingt erklärten Erkrankung beendet die Protagonistin sie nach einem Jahr wieder. Einen Teil ihrer Belastung führt die Erzählerin dabei auch auf ihre Arbeit im Blumenladen zurück:

dann wars halt aa immer - ich hab früh gearbeitet bis um halb 12 - aber - kommt amal a Kunde um fünf vor halb 12 und man bedient n und da kann mer net sagen halb 12 da / packens den halben Strauß ich geh jetz ham ne? ((schmunzelnd)) / also da musst dich amal arg abhetzen und des / I: mh / is halt alles da zusammengekommen. ich war dann immer irgendwo die Zunge is mir bis zum Knie hängt - kam dann ham und musst dann kochen für fünf Nasen und hab manchmal gar net gwusst / was ich koch ((schmunzelnd)) // I: mh / weil ich irgendwo net der Typ bin der - lang plant und vorkocht und macht und Dingsen ne? und von daher war des dann für mich scho ziemlicher Stress. (9,21-31)

Die Erzählerin beschreibt hier zunächst, welchen Umgang mit Zeit die Arbeit im Blumenladen von ihr erfordert. Sie setzt zwar den Rahmen einer festgelegten Arbeitszeit voraus, im Kontakt mit Kunden wird von ihr aber Flexibilität verlangt. Das macht die Erzählerin sehr drastisch an einer fiktiven Szene deutlich, in der sie sozusagen aus der Rolle einer Verkäuferin fällt; die Absurdität, die sie dieser Szene verleiht, verstärkt die Unhintergebarkeit des zwischen Kunde und Verkäuferin vorgesehenen Interaktionsmusters.

Den Effekt, den dies für sie hat, beschreibt die Erzählerin als „Abhetzen“; dies stellt sie in die Reihe anderer zuvor beschriebener Belastungen, in denen sie den Grund für ihre Erkrankung sieht. Warum in der Situation ein „Abhetzen“ nötig ist, erklärt sich jedoch nicht unmittelbar aus der festgelegten Arbeitszeit, denn sonst hätte die Erzählerin eher auf eine Belastung durch Überstunden sprechen müssen. Was den Stress ausmacht, erschließt sich vielmehr erst im nächsten Schritt der Argumentation: Es ist die rechtzeitige Zubereitung des Mittagessens für die Familie, für die die Zeit durch eine verlängerte Arbeitszeit zu knapp wird. Hier kollidieren also die Zeitstrukturen im Bereich der Berufsarbeit mit denen im Bereich der Familienarbeit, oder noch pointierter gesagt: Das Problem mit der Arbeitszeit im Laden entsteht eigentlich erst durch die Verpflichtung im Kontext der Familie. Beiden sieht sich die Erzählerin hier ausgeliefert, in beiden sieht sie Zwänge gegeben, auf die sie keinen Einfluss hat: „Da kann mer net sagen...“ und „musst dann kochen...“.

Die Dimension des Problems der Essenszubereitung wird einerseits an der Größe der Familie festgemacht; die abgezählten „Nasen“ klingen zwar scherzhaft, machen aber auch die Zahl imposanter, hinter der die einzelnen Personen verschwinden. Andererseits wird mit der Frage „was ich koch“ ein Problem aufgegriffen, das von Frauenzeitschriften und Rezeptsammlungen regelmäßig zu einer zentralen Herausforderung des Hausfrauenalltags stilisiert wird. Ihr schmunzelndes Eingeständnis einer Überforderung mit dieser Frage nutzt die Erzählerin nicht nur, um die Dramatik ihrer Stresssituation zu unterstreichen. Sie verbindet damit gleichzeitig eine erneute Distanzierung vom „Typ“ der Hausfrau. Gegenüber der von der Erzählerin als geradezu aktionistisch und perfektionistisch karikierten Vertreterin dieses Typs, die „lang plant und vorkocht und macht und Din-

gens“ schreibt sie sich damit selbst implizit Unkonventionalität und Spontaneität zu. Dies wird über das Motiv des „Typs“ wieder als ein grundlegendes Wesensmerkmal konstruiert.

Paradoxerweise wird damit in dieser Argumentation die Perfektionierung der Hausfrauentätigkeit, vor allem die durchorganisierte Essenszubereitung, zur Voraussetzung für eine nicht durch übermäßigen Stress belastete Erwerbstätigkeit. Tatsächlich führt Marianne Cadenberg in ihren Erzählungen über die Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit ein solches Modell im positiven Sinne vor: Sie beschreibt die durchrationalisierten Arbeitsabläufe zur Sicherstellung eines rechtzeitig fertigen Mittagessens für ihre schulpflichtigen Kinder als Basis für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (vgl. 11.2.2). Marianne Büttner sieht hier bei sich ein Defizit und distanziert sich gleichzeitig von dieser Art, die Hausfrauenpflichten auszufüllen. Sie tut jedoch nicht den Schritt, ihre Zuständigkeit dafür oder wenigstens den offensichtlich starren Rahmen der zeitlichen Abläufe in der Familie zu hinterfragen. Zudem verleiht sie der Anforderung, diesen gerecht zu werden, Priorität gegenüber den zeitlichen Strukturen der Erwerbstätigkeit, was in einer ohnehin angespannten Situation schließlich zur Aufgabe der Stelle im Blumenladen führt. Damit wird zum zweiten Mal deutlich, dass die Erzählerin ihre berufliche Tätigkeit und die Familienarbeit in ein Verhältnis bringt, das als das zwischen Pflicht und Kür beschrieben werden kann. Die Berufstätigkeit ist zwar der Raum, in dem sie Dingen nachgehen kann, die für sie persönlich befriedigend sind. Dieser wird jedoch begrenzt durch die als vorgegeben akzeptierten Pflichten im Rahmen des familiären Zusammen-Lebens, denen zuerst Genüge getan sein muss.

Dennoch wird die Emphase beibehalten, mit der die Erzählerin sich auf den „Blumenberuf“ (14,18) bezieht und über ihren Wunsch, sich kreativ zu betätigen, trotz der wiederholten Unterbrechungen der Erwerbsarbeit eine Kontinuität im Kontext des Berufs-Lebens konstruiert. Einen erneuten Anlauf zur Arbeit in diesem Bereich begründet sie nun explizit mit dem Anspruch, ihr „Hobby zum Beruf“ zu machen (10,23). Damit soll etwas, das den Logiken des Bereichs beruflich organisierter Erwerbsarbeit zunächst entzogen ist, in eben diesen Bereich übertragen werden. Die Annäherung der Erzählerin an diese Logiken bleibt ambivalent:

und ich arbeit etz aa seit- seit dreieinhalb Jahr arbeit ich jetzt wieder im Blumenladen - und ich muss sagen das macht mir sehr viel Spaß also ich arbeit jetzt seit dreieinhalb Jahr etz ich kann sagen ich habs etz glernt / I: mh / wie a Lehrling also dreieinhalb Ausbildungsjahre / I: mh / aber - für mich möchte ich eigentlich - noch a Prüfung machen. / I: ja? / ja. - ich möchte an so - an Zettel haben wo draufsteht ich bin glernte Floristin. / I: mh / möchte i an sich für mich haben. nur. ich kann ja jetzt net hingehn und kann sagen ich geh jetzele noch auf die Schulbank - oder mach die ganze Ausbildung wo ich n ganzen Tag in die Arbeit gehn muss. des kann ich net machen. aber es gibt die Möglichkeit dass man nach fünf

Jahren wenn mer gearbeitet hat nach fünf Jahren ne Prüfung machen kann. / I: mhm / dann macht mer Blockunterricht und macht Theorie / I: mh / also da mal paar Wochen hintereinander - und dann kann mer praktische und theoretische Prüfung machen / I: mhm / und dann. also - hat mer auch sei Zeugnis in der Hand. / I: mh / und des hab i mir an sich als Ziel vorgnommen. / I: mhm / nur man wird halt jeden Tag älter ne? und / denk ich mir oh ((lachend)) // I: ((lacht)) / ja. des sind aa so die Dinge wo ich mir so - wünsch und vornehm. (12,46-13,21)

Neben dem „Spaß“ an der Arbeit, den die Erzählerin hier zunächst in den Vordergrund stellt, wird zur Evaluation ein Maßstab herangezogen, der Teil der Logik von Beruflichkeit ist. Über die zeitliche Erstreckung der Tätigkeit wird eine Analogie zu einer Lehre hergestellt, der Form der Ausbildung, über die in dem betreffenden Feld der Zugang zu einer beruflichen Tätigkeit im engeren Sinne institutionell geregelt ist. Die eigene Einschätzung, den Beruf „gelernt“, also eine Professionalisierung vollzogen zu haben, möchte die Erzählerin jedoch auch offiziell bestätigt sehen. Der Qualifikationsnachweis durch eine Prüfung und der „Zettel“, der ihre Profession angibt, wären der Beleg dafür, dass die nicht nach den institutionellen Regeln absolvierte ‚Lehre‘ dennoch in diesem Rahmen anerkannt wird.

Obwohl sich die Erzählerin damit auf eine Logik bezieht, die ihre Relevanz aus den institutionellen Strukturen des Arbeitsmarkts bezieht, diskutiert sie ihr Projekt nicht weiter mit Bezug auf diesen Kontext. Sie spricht nicht darüber, welche Bedeutung eine nachgewiesene berufliche Qualifikation beispielsweise für ihren Zugang zum Arbeitsmarkt, ihre Stellsituation, eine weitere Karriere oder ihre Entlohnung hätte. Dem Qualifikationsnachweis wird lediglich im Rahmen einer individuellen Logik Bedeutung zugemessen. Die Erzählerin betont ausdrücklich, der Nachweis sei „für mich“ und lässt so einen möglichen Anspruch, sich damit weiter in die Strukturen des Arbeitsmarktes hineinzubegeben, unberücksichtigt. Ihre Ambitionen erstrecken sich lediglich auf das persönliche Projekt einer Kreativkarriere, für die der Rahmen, in den sie eingebunden ist – privates Hobby oder Erwerbstätigkeit – zwar von Bedeutung, aber sekundär ist. Selbst der „Zettel [...] wo draufsteht ich bin glernte Floristin“ erhält, obwohl eine Bestätigung von außen, seinen Wert in erster Linie dadurch, dass sich die Erzählerin ihn als ein persönliches Ziel gesteckt hat.

Wie dieses Ziel nun verfolgt werden soll, bringt die Erzählerin in Abhängigkeit von anderen Faktoren. Der übliche Weg einer betrieblichen Ausbildung wird als Möglichkeit ausgeschlossen; dabei reicht der Hinweis auf die eingeschränkte zeitliche Verfügbarkeit, die gar nicht näher erläutert werden muss. Durch die vorhergehenden Schilderungen der Kollisionen zwischen den Zeitstrukturen der Erwerbstätigkeit und denen der Familienarbeit ist klar, dass auch hier das Verhältnis von Pflicht und Kür greift; die Familienarbeit hat Priorität und lässt nur eingeschränkt Raum für das Wei-

terverfolgen einer beruflichen Entwicklung. Zwar hat die Erzählerin eine Alternative parat und zeigt sich informiert über einen für sie gangbaren Weg zu dem formulierten Ziel. Doch je länger sie darüber spricht, desto unverbindlicher werden die Formulierungen, mit denen sie ihre Entschlossenheit immer wieder bekräftigt. Dies trägt eine grundsätzliche Ambivalenz in die gesamte Konstruktion des Projekts hinein.

So bleibt auch hier der Versuch, die Kreativkarriere aus dem privaten Bereich in eine Berufstätigkeit zu überführen, den Logiken des Reproduktionsbereichs unterworfen; die Konstruktion des Berufs-Leben wird nicht durch die Logiken des Erwerbsbereichs dominiert. Durch das Verhältnis von Pflicht und Kür hat der Erwerbsbereich auch keinen Einfluss auf die Gestaltung des Zusammen-Lebens.

### 10.3.2.3 Intergenerationaler Vergleich

Obwohl Gunda Bechtel fast durchgehend in ihrem erlernten Beruf erwerbstätig war, zeigt sich in ihrer Biographie keine ‚Verberuflichung‘, wie sie bei Monika Cadenberg deutlich sichtbar wurde. Das Berufs-Leben ist kein maßgeblicher Kontext, von dem aus anderes eingeordnet wird. Vielmehr ist das zentrale biographische Projekt die Einlösung der Norm einer vollständigen Familie (vgl. 9.3.1.2), der mit der ausführlichen Erzählung über den gescheiterten ersten Versuch einer Familiengründung und mit dem Zustandekommen der späten Heirat im Interview viel Raum gegeben wird.

Jedoch widmet die Erzählerin ihrer Berufsausbildung und -karriere eigene Erzählzyklen, in denen sie durchaus berufliche Ambitionen an den Tag legt und sich als kompetent im Umgang mit den Logiken des Erwerbsbereichs erweist. Im Kontext des Zusammen-Lebens dagegen problematisiert sie ihre Berufstätigkeit als Ausfall der maßgeblichen Betreuungsperson für ihre Tochter und stellt nicht die Karriere, sondern die ökonomische Notwendigkeit der Erwerbstätigkeit in den Vordergrund. Die Erzählerin folgt also innerhalb eines Kontexts – Berufs-Leben oder Zusammen-Leben – jeweils unterschiedlichen Logiken; zwischen diesen Logiken gibt es kaum Interferenzen.

Ganz anders stellt sich dies in den Schilderungen von Marianne Büttner dar. Sie konstruiert Berufs-Leben in Abhängigkeit von der Reproduktionsarbeit, mit der sie im Kontext des Zusammen-Lebens Verantwortung für andere übernimmt. Letztere steckt den Rahmen für die berufliche Entwicklung und begrenzt sie dadurch. Das strukturelle Problem der Einbindung von Frauen in zwei Bereiche mit unterschiedlicher Logik nimmt Marianne Büttner auf, indem sie ein Verhältnis von Pflicht und Kür konstruiert. Sie hält an den beruflichen Ambitionen fest und betont ihren großen ideellen Wert, vermeidet aber Kollisionen mit den Erfordernissen der Familienarbeit, in dem sie der letzteren von vornherein Priorität einräumt.

So kommt es nicht zur Aneignung einer professionellen Perspektive, die in ihrer Übertragung auf den Reproduktionsbereich zu einem Zugewinn an Souveränität führen könnte, wie sich dies bei Monika Cadenberg eindrucksvoll zeigt. Marianne Büttner gelingt es nur über den roten Faden der Kreativkarriere und über die wiederholte Negierung des „Hausfrauen-Typs“, eine Kontinuität ihrer beruflichen Ambitionen herzustellen. Dem steht keine entsprechende Einbindung in das Erwerbsleben gegenüber.

Mit dem Muster von Reproduktionsarbeit und Berufsarbeit als Pflicht und Kür einerseits bzw. als sauber voneinander getrennte Bereiche andererseits können zwei Formen beschrieben werden, in denen in „nicht-verberuflichten“ Biographien die beiden Kontexte zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Dies hat Folgen für die biographischen Konstruktionen im Kontext des Berufs-Lebens und für die Gesamtgestalt der Biographie. Dabei ist das Muster der Separierung von Berufs- und Familienarbeit, wie es bei Gunda Bechtel vorliegt, dem Muster von Pflicht und Kür offensichtlich überlegen, wenn es darum geht, Konsistenz sowohl im Kontext des Berufs- als auch des Zusammen-Lebens herzustellen.

Dies bestätigt auch ein Seitenblick auf die Biographie von Marlies Arndt, in der sich gewissermaßen eine Entwicklung vom Muster der Abhängigkeit des Berufs vom Reproduktionsbereich hin zu dem der Separierung abzeichnet. Trotz des expliziten biographischen Projekts, das eine Integration von Familie und Berufstätigkeit vorsieht, gerät die berufliche Weiterentwicklung zunächst in eine Abhängigkeit von den Bedürfnissen anderer Familienmitglieder. Der Kollision der bereichsspezifischen Logiken stellt Marlies Arndt jedoch eine aktive Vereinbarungsarbeit gegenüber. Letztere ist die Voraussetzung dafür, in beiden Bereichen in der Form präsent sein zu können, wie es das biographische Projekt vorsieht. In der Folge werden die biographischen Verläufe, anders als im ersten Teil der Erzählung, für beide Bereiche getrennt voneinander weiterverfolgt. Die Erzählerin spricht zunächst über ihre Berufskarriere und stellt dabei ihre professionelle Perspektive in den Vordergrund. Dann kommt sie wieder auf die Familiengeschichte zu sprechen. Die aktive Vereinbarungsarbeit zieht hier offensichtlich eine verstärkte Trennung der Sphären des Berufs-Lebens und des Zusammen-Lebens nach sich. Beides steht nebeneinander, es werden weder Logiken der Familienarbeit für den Bereich der Berufsarbeit in Anschlag gebracht, noch wird aus einer auffällig professionalisierten Perspektive über die Familie gesprochen (obwohl die Erzählerin, anders als Monika Cadenberg, auch über eine formale Qualifikation als Pädagogin verfügt).

In der Separierung der Konstruktionskontexte besteht also eine Ähnlichkeit zwischen den Biographien von Gunda Bechtel und Marlies Arndt, auch wenn die Berufstätigkeit jeweils einen völlig anderen Stellenwert hat und anders in die Gesamtbiographie integriert ist. Für die Selbstverständlichkeit von Erwerbstätigkeit und für eine eigenständige Akteurinnenper-

spektive in diesem Kontext scheint die Separierung eine gute Voraussetzung zu sein. Vermutlich ist dies ein Phänomen, mit dem eher generationsübergreifend gerechnet werden kann; es scheint davon abzuhängen, mit wie viel ökonomischer oder ideeller Notwendigkeit eine Berufstätigkeit ausgestattet werden kann und welche Ressourcen – z.B. in Form einer Ausbildung oder in Form von Kinderbetreuung – dafür aufgebracht werden können.

#### 10.3.2.4 Bezug zur Frauenbewegung

Die Familie Bechtel/Büttner wurde v.a. deshalb ins Sample der Untersuchung aufgenommen, weil hier insbesondere bei Großmutter und Mutter eine besondere Distanz zu den Ideen der Frauenbewegung konstatiert werden kann (vgl. 7.2.2). Dennoch lässt sich in der nachdrücklichen Abgrenzung Marianne Büttners vom „Hausfrauentyp“ eine Verwandtschaft mit Diskursen der Frauenbewegung erkennen. In einer popularisierten Variante feministischer Analysen der Reproduktionsarbeit als Basis der Marginalisierung von Frauen wird die Hausfrau zum Prototyp der unterdrückten, unselbstständigen und in ihrem Horizont beschränkten Frau. Sie wird gleichzeitig zum Antityp, von dem ausgehend der Typ einer ‚modernen‘ Frau konstruiert werden kann. Dieser Typ kann vor allem mit Berufstätigkeit, aber auch mit einer individualisierten und weitgehend entpolitisierten Emanzipiertheit inhaltlich gefüllt werden. Insofern ist dieser Diskurs nur noch lose mit Anliegen der Frauenbewegung verbunden.

Bei Marianne Büttner ist die Distanzierung vom „Hausfrauentyp“ zwar ein integraler Bestandteil der Selbstkonstruktion. Die Herstellung eines konsistenten Berufs-Lebens als Realisierung von etwas, das den Gegenpol zum „Hausfrauentyp“ bilden könnte, gelingt aufgrund des zugrundegelegten Verhältnisses von Familien- und Erwerbsarbeit als Pflicht und Kür nur bruchstückhaft. Dies trägt zwar eine große Spannung in die Konstruktion hinein, verleiht aber der Möglichkeit, sich vom Antityp der Hausfrau distanzieren zu können, eine noch größere Bedeutung. Immerhin liefert es das Argument, um innerhalb einer Gesamtkonstruktion, die von der Verantwortung für andere im Kontext des Zusammen-Lebens dominiert ist, neben der Pflicht auch eine Kür etablieren zu können. Insofern kann der Distanzierung vom „Hausfrauentyp“ durchaus individuell emanzipatorisches Potential zugeschrieben werden.

Einer verbesserten Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt wird in frauenpolitischen Zusammenhängen häufig eine große Bedeutung als Strategie zur Beseitigung von Geschlechterhierarchien zugewiesen. Die Biographie von Gunda Bechtel gibt Hinweise darauf, dass diese allein möglicherweise nur von begrenzter Reichweite ist. In Frau Bechtels Fall steht einer sehr weitgehenden Integration in den Erwerbsbereich keinerlei Modifizierung der Verteilung von Reproduktionsarbeit im Kontext des Zu-

sammen-Lebens gegenüber, sobald die Familiengründung gelungen ist. Das hat vor allem damit zu tun, dass für Gunda Bechtels Selbstkonstruktion eine ideologische Position hinsichtlich der Geschlechterfrage leitend ist, die sie im Zusatzfragenteil des Interviews ganz explizit formuliert: „as Schönste was für a Frau is is wirklich Kinder kriegen Kinder erziehn ja? / I: mh / eine gute Atmosphäre in der Familie schaffen - dem Mann es - schön machen“ (71,10).

Das Problem, das in der biographischen Gesamtkonstruktion bearbeitet wird, besteht darin, dieser Vorstellung zunächst gar nicht folgen zu können und später durch die Berufstätigkeit darin eingeschränkt zu sein. Entsprechend tritt die Erwerbsarbeit im Kontext des Zusammen-Lebens als Störfaktor in Erscheinung, der nur durch die Notwendigkeit der Existenzsicherung legitimiert oder ganz ausgeblendet wird. Eine offene Aneignung der Berufstätigkeit als Ressource, vor allem als Basis für eine eigenständige Existenzsicherung und eine damit verbundene Unabhängigkeit auch vom Ehepartner, findet nicht statt.

Damit wird offensichtlich, dass es auch einen entsprechenden ideologischen Rahmen braucht, damit Erwerbsarbeit und die damit verbundene eigene Existenzsicherung zur Ressource werden bzw. sich als solche entfalten können. Dieser Rahmen muss den Wert von Unabhängigkeit markieren – so wie es mit dem Autonomiegedanken in der Zweiten Frauenbewegung gegeben ist. Darin wird deutlich, welch große Bedeutung der Übernahme des Autonomiegedankens im Motiv der Berufsarbeit als Basis einer eigenständigen Existenzsicherung zukommt, wie es oben in den Biographien von Marlies Arndt und Tina Aumann rekonstruiert wurde.

